P.o.germ.
2060
p
Fiche

Antiquariat Kaldewey
München-Bogenhausen
Holbeinstraße 10

/45

P.o.germ. 2060 P

Fiche

C. Schule del. z. H. 1802.

Biographien der Kinder-Mörder.

Aus gerichtlichen Akten gezogen und romantisch dargestellt.

Seitenstück zu den Biographien der Selbstmörder

von

K. H. SPIES.

LEIPZIG und NEUSTADT
im Magazin für Literatur.

[ca. 1790]

A 172/1005

I.

Lottchen A* aus F*.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Lottchen A* aus F*.

Eine kleine Hütte, umschattet von 4 schattigten Linden, war der Wohnsitz des alten A**, eines Mannes, der bey seinen Zeitgenossen in großem Ansehen stand. Er hatte ehemahls unter den siegreichen Fahnen des großen Friedrich gedient, sich vom gemeinen Grenadier bis zum Kapitän geschwungen, und dann, nach Verlauf des Krieges, nebst einer mäßigen Pension seine Entlassung erhalten.

Ohngeachtet er aus der niedrigsten Volksklasse entsprossen war, so empfand er doch schon von Jugend auf einen innern Trieb, einst eine glänzende Rolle zu spielen, und er würde gewiß einer der seltensten Männer im Staate geworden sein, wenn seine ökonomischen Verhältnisse nicht so sehr auf den Flug seines Geistes gewirkt,

[illegible library stamp]

ihn mithin gehemmt hätten. Trotz dieser Hindernisse bestrebte er sich, so weit seine Kräfte es erlaubten, Berge von Unmöglichkeiten zu überspringen, und seinem Körper nicht nur, sondern auch seinem Geiste diejenige Reife zu geben, welche er besitzen mußte, um in den glänzenden Zirkeln, in die seine Verhältnisse ihn zwangen, kein Neuling zu heißen.

A** war ein schöner Mann. Er fühlte das, noch mehr aber die Mädchen seines Zeitalters. Viele warfen ihr Netz nach ihm aus, und gleichwohl konnt ihn nur eine einzige fangen. Julchen R* war die glückliche. Ihr sanftes Auge, ihr offener Blick, ihr schlankes Körpermaas, ihre schöngewölbte Stirne und ein hinreißender Zug ihres Gesichts waren bald fähig, die eiserne Rinde seines Herzens zu schmelzen. Er suchte Julien, und fand sie. Beider Augen trafen sich, und beide schworen sich ewige Liebe. A** fand in ihrem Umgange Beruf genug, alle Leiden des Lebens zu vergessen, er lebte nur für sie, und nie wurden wohl schneller die Wünsche eines schönen Weibes erfüllt, als — Juliens. Aber Juliens Wünsche waren tugendhaft, wie sie selbst. Sie forderte nicht verwegne Dinge, nach dem Modeton unserer Zeit, wo die Weiber sich ein Vergnügen daraus machen, ihren Mann an den

Bettelstab zu bringen, wenn nur ihre Begierde zum Putz und Flitterstaat befriediget wird — sie forderte Dinge, die ihr Mann zu erfüllen vermögend war. Sie war mit dem wenigen zufrieden, was das Schicksal ihr gegeben hatte, und nur dann trauerte ihr gutes theilnehmendes Herz, wenn es ihrem Gatten nicht nach Wunsche gieng. Mit ihrem Tode, der nach zwek glücklich durchlebten Jahren erfolgte, gieng A*s schönes Tempe unter. Ohne Murren, aber mit zerrissenen Herzen, wankt' er hinter ihrem Sarge her, er weinte die letzten Thränen dem Ueberrest seiner geliebten Gattinn, und fiel seit diesem Tage in eine Schwermuth, die zwar nicht Melankoly, aber auch mehr als finsterer Ernst war. Man nannte ihn deshalb den gutmüthigen, ädlen, aber auch den düstern, menschenscheuen Schwärmer.

Nach geendetem Kriege zog er auf ein stilles Dörfchen, welches sein Geburts-Ort war, und nicht fern von der Hauptstadt lag. Hier hatt' er im Genuß der schönen Natur die seeligsten Tage seines Lebens verschwärmt. Die Hütte, die er itzt wieder bewohnte, hatte ihn einst als weinenden Knaben gesehen, sie war ein Andenken jener süßen Stunden, ein traulicher Erinnerungspunkt der Vergangenheit, wo die unschuldige, unbefangene Freude des Her-

zens Luftschlösser baut, die eben so schnell wieder einstürzen, als sie entstanden.

Er kaufte mit stiller Selbstgenügsamkeit das kleine väterliche Hüttchen um einen sehr wohlfeilen Preis, um bis ans Ende seines Lebens hier zu hausen, um täglich jeden Winkel, jede Wand, jede Thür, und jedes Oertchen zu begrüßen, das ihn einst glücklich machte.

In dem Stande, in welchem er tausendfache Lorbeeren erkämpft hatte, fand er die Erfüllung aller seiner Wünsche. Nie bezeigt' er sich dieses Standes unwerth, er durchwanderte darinnen zugleich die Schule der Erfahrung, vermied mit Klugheit die rauhe Seite seines Standes, unterdrückte nie den Funken der Menschlichkeit, sondern nährte die Flamme der allgemeinen Menschenliebe gegen Freund und Feind. Er arbeitete an der Bildung seines Geistes mitten in den Unruhen des Krieges, er las die schönsten Dichter seiner Zeit auf den Trümmern einer rauchenden Stadt, studierte mit Aemsigkeit die Züge des Cyrus, und das Leben des Alexanders, und vergaß bei alle dem nie den Zweck seines Standes. So ward A** ein großer Mann durch sich und in sich selbst. Welch' ein Vortheil für den Staat, wenn er sich solche Bürger zieht. Solche

Männer allein sind die Grundfesten der Cultur und des Glücks. Hieraus schöpfte er die Summe seiner Einsichten; die besten Werke seiner Zeit waren ihm werth, und da er keine schnödere Sünde, als den Müssiggang kannte, so fand man ihn nie ohne Beschäftigung. Sein ewiges Ringen bezweckte Vollkommenheit. Sein Geist gewann dadurch einen Schwung, der von der gewöhnlichen Bahn abwich, und erreichte endlich das Ziel einer stillen Größe, um die ihn keiner beneidete, und welche doch alle hochzuschätzen sich verbunden sahen.

Mit diesen Schätzen und einer einzigen Tochter kam er aufs Land. Sein Reichthum war den Bedürfnissen seines Lebens angemessen. Er besas grade so viel, als er brauchte, und, reicher zu sein, war nie sein Wille. Das, was übrig blieb, spaarte er für seine Tochter, und weil das wirklich nur wenig war, so geschah das auch größtentheils nur aus Laune, denn, meinte er: „wer meine Lotte als Weib begehrt, muß sie ernähren können, wer das nicht kann, erhält sie nicht. Für eine Verbindung ohne Kopf, wird väterliche Liebe sie warnen, und meine Sorgfalt sie schützen.“

Lottchen war mitten unter häuslichen Geschäften bis zum siebzehnten Jahre herangewach-

sen. Sie allein war auf dieser Welt seine einzige Freude. In ihrer schönen Gestalt, schlank wie die junge Birke, und in ihrem blauen Auge, welches Milde und Güte des Herzens verrieth, gieng ihm das Bild seiner entschlafenen Julie wieder auf. Oft wenn er von den Geschäften des Tages ruhend, vor der Thür seines Hüttchens sas, und all seine Sorgen im Dampfe seiner Pfeiffe gen Himmel blies, und in holden Rückerinnerungen vergangener Tage versunken die blühenden Wangen seines Lottchens betrachtete, die am Ufer des murmelnden Baches, der vor seinem Hause den Rasen benetzte, am schnurrenden Rädchen, wie einst Penelopi sas, und den silbernen Faden drehete: o! dann schmolz sein noch immer obwaltender Ernst sich in Zufriedenheit um, sein Auge strahlte heller, seine Stirne warf alle Falten ab, und ein glühendes Gebet schlich sich aus seinem Herzen gen Himmel, dieses holde Kind seiner unvergeßlichen Julie vor dem herben Schlangenbiß der Eitelkeit und Verführung zu bewahren. Wenn nun denn Lottchen die Thränen bemerkte, die über seine eingefallenen Wangen schlichen — dann sprang sie hastig herbei, fiel dem alten guten Vater um den Hals mit unzähligen Küssen, und betheuerte bei der Unsterblichkeit ihrer seeligen Mutter, ganz der Tugend sich zu weihen, und nie vom Wege der Unschuld abzuweichen.

Lottchen kannte die Liebe nicht. Ein solches Versprechen mußte mithin in ihren Augen sehr leicht zu erfüllen seyn. A** dachte eben auch nicht dran, sie mit dieser Leidenschaft bekannt zu machen, mithin gab er ihr nie Anlas, nur ein Wort davon zu erwähnen, geschweige denn ihre Begriffe davon zu erforschen. Eine Heirath kam ihm auch noch nicht in den Sinn, denn er hatte diese süße Befriedigung aller menschlichen Wünsche selbst schon längst vergessen, und beurtheilte nun ziemlich grausam sein armes Mädchen ganz nach sich. Schriften, in welchen die Liebe gelehrt und geprediget ward, wußte er ihr sehr weislich zu entziehen, ohngeachtet seine Sammlung reichlich damit versehen war. Und somit war denn, die Entfernung des Dörfchens von der Stadt mit eingerechnet, eine Gelegenheit, Lottchens Herz mit der Liebe bekannt zu machen, aller Wahrscheinlichkeit nach, sehr weit entfernt. Daß sie keinen Bauer wählen würde — davon war A** fest überzeugt, denn seiner Tochter Bildung stritt dagegen, und einen Schmetterling aus der Stadt — ey! da mußte Vater A** auch dabei seyn.

Unbekannt mit der Welt und ihren Reizen lebte Lottchen in dem einsamen Hüttchen ihres Vaters in so weit zufrieden; aber schon längst war in ihrem Herzen eine gewisse Sehnsucht

erwacht, die sie nicht zu befriedigen verstand. Anfänglich hielt sie das, was heißer Herzensdrang war, nicht für den hohen Wunsch nach männlicher Kost, für eine Sehnsucht der Seele, sondern für eine körperliche Krankheit. Ihr Auge, welches einst wild brannte, erhielt itzt ein nur mattes Feuer, die Jugendröthe ihrer Wangen verlosch, ihr Blick sank traurig und abgewandt von jeder Freude zur Erde nieder, und ihr Busen stürmte in wilden Wogen, und drohete den dünnen Flor zu durchbrechen. Auf Anrathen ihres besorgten Vaters trank sie täglich einen Löffel Kremoro-Tartari beim Schlafengehen, um die Wallungen des — Blutes zu dämpfen, sie nahm wider Kopf und Herzensbeschwerungen die bittersten Arzeneyen, vomirte und purgirte monatlich einmahl — aber die unbekannte Krankheit des Herzens verschmähete die Linderung, und der unerbittliche Gast blieb wie zuvor.

Lottchen wußte endlich nicht mehr, zu welch einem Mittel sie ihre Zuflucht nehmen sollte? Sie sann Tage lang, um die Ursache ihrer Krankheit zu ergründen, ergriff jeden Gedanken begierig, der ihr Linderung zulispelte, und stand eben so begierig wieder auf, als sie sich niedergelegt hatte.

Eines Morgens sas sie weinend am Bache, und betete ihren Morgenseegen. Die Königinn

des Tages trat, bekränzt mit tausend Strahlen, hinter dem Berge hervor, und begrüßte mit ihrem Purpurglanze die Oberfläche des Sees und die Spitzen der Bäume. Die Kehlen der Waldbewohner wetteiferten mit den klingenden Sicheln, die stolz und glänzend in dem rauschenden Haufen goldener Aehren tanzten. Ein leichtes Lied hüpfte über die fröhligen Lippen der Bäuerinnen, die, mit einem artigen Knixe Lottchens Hause vorüber walten, um die Garben zu binden. Nebenbey scherzten Knaben und Mädchen, auf deren Wangen Gesundheit und Frohsinn strozte, und warfen sich wechselseitig mit duftenden Kornblumen. Hinter ihnen blöckten die fetten Heerden der Einwohner, und das krumme Horn ihres Führers, begleitet mit den schmetternden Peitschenknall ihrer Mietlinge. Die springenden Hunde klafften hinten im Staube, und bissen einen abwandelnden Störer der Ordnung, taktmäßig in seine Reihen zurück.

Nur Lottchen empfand nicht das mindeste Wohlbehagen, große Thränen, fein und glänzend wie die Perlen des Thaues, rieselten langsam auf ihr Gebetbuch nieder, ihre Brust hob sich höher, ihr Mund zitterte, und tiefathmend blickte sie in die weite Ferne hinaus. Nachdenkend, und alles um sich her vergessend, sas sie

eine reichliche Viertelstunde in dieser Stimmung, und bemerkte nicht den schönen Jüngling, der, in einem grünen Jagdhabit, eine Flinte, blank wie die Nadel in Lottchens Haar, auf den Rükken geheftet, vor ihr stand, und endlich ihre Hand ergriff. Ein lauter Schrey weckte ihren Puls zum Fortgang. Der Jäger lächelte, und fragte, ob er sie wohl um ein Glas frische Milch bitten dürfe?

Lottchen entschuldigte sich so gut sie es vermogte, verbarg eine oberflächliche Erröthung, oder wollte sie vielmehr verbergen, und sprang, ohne dem schönen Jäger zu antworten, in ihre Hütte, und erschien mit einem Glase fetter Milch. Der Jüngling nahm das Glas, lächelte Lottchen, die erröthend mit ihrem Schürzenbande spielte, schalkhaft ins Auge, und leert' es in einem Zuge.

Lottchen. (das Glas zurücknehmend) Befehlen Sie noch eins?

Jäger. Nein mein schönes Kind, ich bin vollkommen erquickt, und danke Ihnen. Nie trank ich die Milch mit so süßen Empfindungen, aber freilich aus so — schönen Händen —

Lottchen. (naiv) Gefallen Ihnen meine Hände?

Jäger. (sie küssend) O! wem sollte dieß sammtene Händchen nicht gefallen. Ich würde glücklich seyn, die schönsten Stunden meines Lebens auf ihnen zu verküssen.

Lottchen. Das wünschten Sie —

Jäger. In der That. Und wäre der Wunsch nicht verzeihlich?

Lottchen. Hm! das weis ich nicht. Freilich würde ich nicht eben böse darüber seyn, aber —

Jäger. Nun, aber —?

Lottchen. Was Ihnen das nützen würde? denk' ich.

Jäger. Alles. Ich würde dadurch das Glück erlangen, Sie immer sehen und sprechen zu können, noch öfters aus dieser schönen Hand ein Glas Milch empfangen, Sie ehren, Sie schätzen, und — lieben.

Lottchen. Und könnten Sie denn das nicht alles, ohne dabey meine Hand zu küssen?

Jäger. Allerdings, aber der Kuß, schönes Mädchen! ist die Würze der Unterhaltung.

Lottchen. Das versteh ich nicht.

Jäger. Aus dem Kusse erwächst das wahre Vergnügen, welches Mann und Weib zu glücklichen Menschen macht. Freilich würde der Handkuß dieß Vergnügen nicht allein bewirken, aber —

Lottchen. Nun?

Jäger. (lächelnd) Der Handkuß ist gleichsam nur der Vorschmack jener Freude, die Lippen aber das Siegel zur Beglaubigung.

Mit diesen Worten neigte sich der schöne Jäger schnell gegen Lottchens glühende Lippen, und drückte einen herzhaften Kuß auf ihren bebenden Mund. Eine hohe nie gefühlte Empfindung schien sich mit diesem Kusse in ihr Herz zu ergießen. Sie ließ vor Angst das Gebetbuch fallen, welches sie noch immer in der Hand hielt, ihr ganzer Leib zitterte, und ihr Mund war der Verräther ihres Herzens.

„Ach!“ lispelte sie — und der erste Schritt zum Falle war gethan.

Fern tönte ein Jägerhorn. Der Jüngling ris sich los, stammelte eine Entschuldigung, versprach bald wieder zu kommen, drückte noch einen glühenden Kuß auf ihren Mund, und verschwand im Gebüsche.

In Lottchens Herzen gieng eine neue Welt auf. Sie lebte von neuem, ihr ganzes Wesen war wie umgezaubert, ihr Blut rollte freier in ihren Adern, ihre Wangen hoben sich mit sanftem Rothe, ihr Blick brannte feuriger, und der Busen klopfte stürmischer. Sie war verliebt, ohne daß sie es wußte. Ein Tropfen Milch schwamm noch im Glase. Er schien ihr eine Reliquie. Sie suchte das Plätzchen am Rande, auf welchem seine Lippen gesessen hatten, führte dasselbe an die ihrige, und benetzte mit funkelnden Auge ihre Zunge mit diesem Ueberbleibsel.

„Lottchen!“ rief A** zum Fenster heraus, wo bleibst Du denn? Du hast mir ja mein Frühstück noch nicht gebracht.“

Wie ein leichtes Reh hüpfte sie ins Haus, schnitt ein paar schmaale Brodscheiben auf den Teller, gos das Glas, welches der schöne Jäger

geleert hatte, voll Milch, und überreichte beides dem Vater. A** bemerkte sogleich die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war, und freuete sich der anscheinenden Besserung.

„Siehst Du Töchterchen! meine Arzneyen fangen an zu wirken. Deine Wange strahlt heute röther als sonst, Dein Auge blickt freier — und ich weis selbst nicht, Du kömmst mir ganz anders vor! Gestern noch warst Du so pümplich und krank, weintest und klagtest, daß man für Angst hätte mit weinen mögen. Nun das ist recht gut, ich freue mich Deiner Gesundheit."

Lottchen. Ach! ich selbst lieber Vater! Aber ich muß Ihnen nur offenherzig gestehen, daß das plötzliche Verschwinden meiner Unpäßlichkeit mir ganz sonderbar vorkommt.

A**. Wie so?

Lottchen. Vor einer halben Stunde war mir noch wie gewöhnlich. Ich weinte, wie gestern, und beinahe noch heftiger. Alles war Freude um mich her, die ganze Natur feierte ein Fest; nur ich sas traurig und beklemmt draußen am Bache, und betete meinen Morgenseegen.

Vater. Nun?

Lottchen. Auf einmahl weckte mich eine warme Hand aus meinem Tiefsinn, und — Vater denken Sie sich meinen Schreck, als ein junger schlanker Herr vor mir stand, und mir lächelnd ins Auge blickte. In den mildesten Ausdrücken forderte er ein Glas Milch von mir.

Vater. Und Du gabst es ihm?

Lottchen. Ei natürlich, warum sollt ich denn das nicht? Sie selbst sagten mir ja einst, man müsse den Durstigen tränken, und den Hungrigen speisen. (mitleidig) Und der arme Mensch war gewiß recht durstig.

Vater. (lächelnd) Hast Du das so genau berechnet? Hm! Was sprach er denn mit Dir?

Lottchen. Recht viel, recht sehr viel. Aber ich konnte ihn kaum antworten. Ich weis nicht, wie mir so wunderlich ums Herz war, bald ward mir weh, bald wohl. Das Blut stieg mir ins Gesicht, mein Herz klopfte hörbahr, und als er mir endlich Hand und Mund küßte, fuhr mirs wie ein glühender Stahl ins Herz.

Vater. (sie scharf ansehend) Wie? Er küßte Dich sogar?

Lottchen. Ja Vater, und das war ein ganz eigener Kuß. Mein ganzes Wesen schien sich zu bewegen. Ich kann Ihnen gar nicht beschreiben, wie mir ward. Wenn Sie mich küssen, so ist das was ganz anderes. Ihr Kuß ist meinen Lippen lieblich, aber jener brannte wie Feuer.

Vater. Ich danke Dir, meine Tochter! für Deine ungeheuchelte Erzählung. Geh itzt, und laß mich allein. Ich glaube, Du bist völlig gesund, um bald recht krank zu werden.

„Alter, grauer Narr! sagte A** zu sich selbst, als seine Lotte ihn verlassen hatte, Du bist funfzig Jahr alt geworden, und kanntest noch nicht einmahl die Krankheit deiner Tochter. Nun ists auf n'mahl wie Schuppen von meinem Auge gefallen. Das Mädchen steht im Frühling ihres Lebens, die Rose hat sich prächtig entfaltet, ihr Geruch zieht wonnig die Nasen unserer jungen Herren herbey, und das Mädchen begehrt einen Mann, ist verliebt wie ich ehemals in ihre Mutter. Habe das arme Ding mit Purganzen und Kremor-Tartari gequält, und alles half nichts. Itzt kommen ein paar

männliche Küsse zum Vorschein, und hin ist die ganze Krankheit. O! du alter Esel!"

A** mußte anfänglich über sich selbst lachen, (ohnerachtet das seine Sache ganz und gar nicht war) aber am Ende überzog sich seine Stirne mit dichten Falten, und er dachte nun unruhig über den eigentlichen Zustand seines verliebten Töchterchens nach. Sein Resultat war endlich das: er wollte den Heisgeliebten selbst sprechen, sich von seiner Lage und seinem Herzen unterrichten, und, fände er beides so, wie er es wünschte, in Gottes Nahmen den Seegen als Vater über sie aussprechen. Lottchen kam wieder ins Zimmer zurück, und stöhrte den Alten in seiner Betrachtung, wo sie ihn eben über die Art und Weise, wie dem Jäger am sichersten beizukommen sey, überraschte.

Seine Miene erheiterte sich. Lottchen sah das gern, denn seit ihrer Krankheit hatte sie ihn nicht lächeln sehen. Und an dem Sonnenblick der väterlichen Freude wärmt man sich so gern. Er glaubte, sehr zu fehlen, wenn er itzt Lottchen etwas über ihre geheime Zuneigung gegen den Fremdling blicken ließ, noch mehr aber wähnte er, gegen das Herz seines Kindes zu straucheln, wenn er es wagen wollte, sie mit der Liebe bekannt zu machen, oder wohl gar

Hoffnung in ihr zu erregen, die er am Ende zu befriedigen nicht im Stande sein dürfe. Seine Vorsicht war weise und gerecht. Wir werden sehen, ob sie auch seinen Wünschen entsprach.

Lottchen war über jeden Gegenstand stumm. Alles ekelte sie an. Ihre Bücher blieben unberührt. Ihr Spinnrad drehte sich nur langsam, und der Garten war verschlossen, aber desto länger wandelte sie vor der Flur des Hauses und starrte stundenlang in die Gegend hinaus, wo der liebe Flüchtling verschwunden war; desto anhaltender sprach sie von ihm, desto feuriger rollte ihr Auge, wenn sie seine schöne Gestalt von Punkt zu Punkt zergliederte.

Einst stand sie auch unter den Bäumen vor der Hütte, und blickte in das dichte Buschwerk des Waldes hinein. Der Alte A** saß hinter der Thür, und laß in einem Buche. Auf einmahl hüpfte sie schnell auf ihn zu, küßte seine Hand mit strahlender Freude, fiel ihm wechselsweise um den Hals, und rief einmahl übers andere: „Vater! Vater! er kommt, er kommt!“ Nu, nu erdrücke mich nur nicht, sagte A** lächelnd, und gieng zurück in die Stube, um das Gespräch welches Lottchen mit dem Fremden anspinnen würde, ungesehen zu belauschen. Er

hatte darüber bereits mit ihr Abrede genom=men, mithin fiel es ihr nicht auf, als er sich entfernte.

Franz, so nannte sich der Jäger, schritt trällernd über die Wiesen einher, und näher=te sich freundlich dem Hüttchen. Er hatte, wie gestern die Flinte über dem Rücken hän=gen, und an seinen schlanken Körper schmieg=te sich ein nettes Jagdkleid an. Ein runder Hut mit einer grünen Feder sas auf dem Kopfe, dünne, Lederne Beinkleider schmückten ein paar volle, ausgefüllte Lenden, und kurze niedliche Stiefeln schloßen den artigsten Fuß ein, den je Mutter=Natur schuf. Franz war überdem ein schöner wohlgebauter Mann, dem die Kunst, einem Mädchen Kopf und Herz zu verrücken nicht sauer ward; sein Gesicht blü=hete gleich einer Rose; seine Stirne spottete des Alabasters; seine Nase war römisch geformt; seine Wange von der Fülle des Lebens geschwellt, und über sein ganzes Gesicht männliche Wür=de verbreitet. Das alles erhöhete überdiß ein großes, schwarzes Auge, aus welchem die Göt=ter der Liebe lächelten. In seinem Gange lag die Fülle der Majestät, und seine Spra=che war nicht weich, nicht hart, aber eine Grenzlinie von beiden. Der sanfte Druck sei=ner Hand gab jedem Mädchen ein Dolchstich

ins Herz, und sein Kuß überstieg die Wonne des süßesten Genußes. Wie konnte es anders kommen — das weiche, unerfahrne Lottchen war auf den ersten Augenblick gefesselt. Franz, der in der Welt kein größeres Glück kannte, als den Genuß eines schönen Geschöpfs, jubelte laut, als er diese Entdeckung machte, und überhäufte sich beinahe mit Vorwürfen, daß er diese Bekanntschaft nicht schon längst angesponnen hatte.

Näheres Licht über seinen Karakter werden wir gegen den Ausgang der Erzählung erhalten.

Lottchen sprang auf ihn zu, wie auf einen alten Bekannten.

„Wollen Sie wieder ein Glas Milch trinken? fragte sie sehr naiv, ich habe für Sie ein recht schönes aufgehoben.“

Franz. (sie bey der Hand fassend) Wie glücklich, mein gutes Mädchen! bin ich durch ihre gütige Vorsorge.

Lottchen. O! das thu ich gern.

Mit diesen Worten sprang sie in den Keller, und ehe eine Minute verflog, stand sie mit dem Glase vor ihm.

Franz. (trinkend) Sie erquicken mich, Himmlische, und mein Dank ist doch so karg an Erquickung.

Lottchen. Ei! wer wird sich denn das mit Danke bezahlen lassen? Aber wenn sie mich küßen wollen — das nehm' ich an.

Franz. (sie umarmend und heftig küßend) O! du liebes, unschuldiges Geschöpf!

Lottchen. Ei! loben sie mich nicht zu sehr, ich könnte stolz darauf werden. Wenn der Vater böse ist, nennt er mich nicht so. Ach ich erinnere mich, daß er mich einigemahl dummes Mädchen nannte.

Franz. (lächelnd) Der böse Vater. —

Lottchen. Nein! er ist recht gut, ich lieb' ihn recht sehr. Doch wir verplaudern die Zeit unnüz. Hören Sie nur, ich habe Ihnen heute recht viel zu sagen. Als sie gestern da waren, erzählt ich dem Vater meine Bekanntschaft mit Ihnen knall und fall, denn ich muß Ihnen nur offenherzig gestehen, daß mir an Ihnen alles recht wohl gefällt.

Franz. Das freut mich recht sehr, schönes Kind.

Lottchen. Da sagte denn der Vater, warum ich so dumm gewesen wäre und Sie nicht nach Ihren Nahmen gefragt hätte, und was er noch alles sagte. Also, wie heißen Sie denn?

Franz. Franz.

Lottchen. Ein allerliebster Nahme! (sich besinnend) Ja -- und dann fragt er auch, wo sie her wären, wem Sie angehörten —

Franz. (etwas erschrocken) Mir selbst gehör ich an, ich bin ohne Vater und Mutter, und Jäger des Baron von Hordenfels der vorigen Monat jenes Gut dort hinter dem Walde kaufte. Meine Herrschaft wird diesen Sommer hier zubringen, und im November erst nach der Hauptstadt zurückkehren.

Der alte A** hatte nun genug gehört. Zufrieden schritt er aus der Hütte und grüßte den grünen Gast freundlich. Lottchen nahm ihren Vater bei der Hand, und führte ihn zu ihren Liebling. Ihre Freude war ohne Grenzen, als sie die Einladung (die Franzen erlaubte, recht oft hierher zu kommen) aus ihres Vaters Munde vernahm. Franz dankte dem Alten verbindlichst, und versprach seine

erhaltene Erlaubniß nicht zu mißbrauchen, sie vielmehr nach Kräften zu nützen, um sich der kleinen zufriedenen Hütte verbindlich zu machen.

Der alte redliche A** freuete sich über die Bekanntschaft, und zweifelte keinen Augenblick länger, dieser Jäger sey der ehrlichste Mann von der Welt, und ganz für seine Tochter geschaffen. Er entwarf in dieser Rücksicht mancherley Pläne für die Zukunft, schuf sich einen Himmel voller Freuden, und lebte von neuem wieder auf, wenn er an die Enkel dachte, mit denen sein liebes Lottchen ihn beschenken würde.

Franz war nun sein täglicher Gesellschafter, und suchte sich dem Alten bald so unentbehrlich zu machen, daß er nur dann erst vergnügt aufblickte, wenn sein grüner Federbusch zur Thüre hereinwehete. Eben so Lottchen. Sie sah wohl ein, daß ihre erste Krankheit, die die Rosen von ihren Wangen verdrängte, heftiger zurückkehrte, wenn Franz zwey oder mehrere Tage ausblieb, wie das öfters geschah. Alles ekelte sie dann an, nichts wollte ihr behagen, sie schnitt ein Ojemiens-Gesicht übers andere und nahm sich vor, dem Heisgeliebten ernstlich den Text zu lesen, lief, wenn er endlich kam mit zärtlichen Vorwürfen auf ihn zu, und gab ihm hundert Küsse zum Lohne, daß er so lange ausgeblieben war.

Franz spaarte keine Gelegenheit, sein geliebtes Mädchen, (denn das war Lottchen im engsten Sinne des Wortes) mit allen Reizen der Liebe bekannt zu machen, und Lottchen, eine so lehrbegierige Schülerinn, nahm den Unterricht mit so vieler Sorgfalt auf, daß Franz nur zu bald das von ihr erhielt, was er wünschte.

So waren drey Monate verstrichen, als einst der alte A **, wider seine Gewohnheit, einen Besuch bey dem Pfarrer im Dorfe ablegte. Der Prediger war ein silberhaariger Greis von siebzig Jahren, mild und fromm, wie die Erz-Väter und herzlich theilnehmend am Schicksale seiner Beichtkinder. Er wunderte sich hoch, als er den alten Soldaten eintreten sah, und glaubte nichts weniger aus seinem Munde zu hören, als die Bestellung des Aufgebotes, um so recht sicher die mannigfaltigen Aeußerungen über Franzens Person, die seit einiger Zeit im Dorfe herumschlichen, und auf Lottchens Ehre, wie vergiftete Pfeile zielten, zu Schanden zu machen. Aber der biedere Pfarrer irrte sich, und der alte A * sagte, daß daran bis jetzt noch gar nicht zu denken sey, weil sein künftiger Schwiegersohn seinen bisherigen Wohnort verwechseln, und eine Jägerey in H * pachten würde, so konnte der Pfarrer nicht länger umhin, ihm über einige Punkte

helles Licht zu verbreiten. Er sagte ihm alles, und fügte dann hinzu: „Es wundert mich außerordentlich, daß Sie von diesen Dingen noch gar nichts gehört haben.“

Der Alte. Aber lieber Herr Pfarrer, die Leute sprechen viel, und wer allemahl aufs Geklatsche des Pöbels hören wollte, der hätte viel zu thun.

Pfarrer. Da haben Sie ganz Recht. Aber aus den Fingern kann doch das alles wahrhaftig nicht gesogen sein. Etwas Wahres muß dran hängen. Und, um recht gewiß zu gehen — haben Sie sich denn schon genau nach Franzens Herkunft erkundiget?

Der Alte. Nie! Zu was sollt ich auch das thun? Genug, wenn er ein ehrlicher Mann ist, und daß er das sein muß sagt sein Gesicht, seine Handlungen, sein Alles. Nein! so ein Gesicht kann nicht lügen.

Pfarrer. Sie waren auch nie beim Baron, dem er dient?

Alte. Was soll ich dort? Der Baron ist, wie mir Franz sagt, ein grillenhafter, und eigensinniger Mensch, der es seinem Weibe nicht

gern vergönnt, ihn anzusehen. Und mich würde eine scheele Miene weit mehr schmerzen, als jedem andern, da ich Soldat bin; mithin bleib ich weg.

Pfarrer. Aber wenn ich Ihnen nun sage, daß eben dieser Franz jener grillenhafte, eigensinnige Mensch ist, daß er Sie hintergangen, mit falschen Liebkosungen die Tugend und Unschuld ihres frommen Mädchens beschwäzt — er selbst ein abscheulicher, und ehrvergeßner Mensch —

Alte. Halten Sie ein, um Gotteswillen! halten Sie ein. Franz sollte — pfui! nein das ist nicht möglich. Nein! das kann nicht seyn. Aber umsonst sollen Sie mir das nicht gesagt haben, Herr Pastor, ich will untersuchen; und dann soll es von dieser Prüfung abhangen, ob ich Ihnen für diese Nachricht danke, oder Sie — verachten soll.

Der ehrliche Hausvater gieng, und traf Franzen eben bei seiner Lotte an. Lottchen sas am Clavier und spielte ein sanftes Adagio.

„Laß das itzt, sagte A * * mit verdrüßlicher Stirne, ich habe mit diesem da ein Wörtchen zu sprechen.“ Auf einem Wink des Vaters ent-

fernte sich Lottchen schnell und schweigend, und warf, ihr Unglück nicht ahnend, dem Heisgeliebten noch einen Abschiedskuß zu.

„Hören Sie mich, lieber Sohn! sagte A** traulich zu Franz, als Lottchen hinaus war, Sie müssen aus Gründen meine Tochter — morgen heirathen, ich trage eben die Dispensation des Aufgebots in meiner Tasche.“

Bei diesen Worten sah er ihn starr ins Gesicht, und forderte Gegenrede. Franzen kam diese Anrede sehr unerwartet, und er verfärbte sich einmahl übers andere.

Franz. Aber wie kommen Sie so schnell auf diesen sonderbahren Gedanken? Sie wissen ja wohl meine Lage, daß ich Lottchen nur dann erst als mein rechtmäßiges Weib anerkennen kann, wenn ich Nahrung und Kleider für sie habe. Und itzo — der Pacht — hm, ich weiß —

Der Alte. Wenn das ihre Sorge ist, so kann sie bald gehoben sein. Sie kannten meinen Reichthum nicht. Ich habe mehr im Vermögen, als Sie glauben. Ich kann Sie, ihre Frau, mich und ein paar Kinder wenigstens zwey volle Jahre standesmäßig ernähren, mittler Weile findet sich eine Aussicht zum Erwerbe

für Sie, die vielleicht noch ergiebiger ist, als die gegenwärtige.

Franz. (noch verlegen) Das wäre etwas — aber ich würde Ihnen ohne Arbeit beschwerlich fallen, dem lieben Gott nur die Tage abstehlen.

Der Alte. Das haben Sie nicht nöthig. Ich gehe nicht müßig, und Sie sollen es auch nicht.

Franz. (immer verlegener) Aber ich kann — es geht — es ist mir wirklich nicht möglich, morgen schon —

Der Alte. (hitzig ihn bei der Brust faßend, und seine Pistole spannend) Herr! warum ist es Ihnen nicht möglich? Wer sind Sie? und unter welcher Larve schlichen Sie sich in mein Haus?

Franz. (zitternd) Um Gotteswillen, Herr Kapitän! Sie sind außer sich.

Der Alte. Knabe, wenn du gewagt hättest, mit meinen grauen Haare zu spielen, und mein armes, unschuldiges Kind um seine Tugend zu beschwäzen — Knabe! wenn du ge-

wagt hättest, meine Ehre, die Ehre einer armen, aber redlichen Familie, mit dem Gifte deines hochadlichen Bons zu besudeln — wehe dir, dann Ungeheuer! ich würde nicht eher ruhen, bis du tausendfach die Schmach abgebüßt hättest an diesen Degen, den ich mit Ehre trug, und welchen ich bis auf dem letzten Odemzug auch mit Ehre führen werde.

Franz ward bald roth, bald blas, und betheuerte den alten leichtgläubigen A**, daß er ein ehrlicher Mann, in des Barons Diensten beinahe drey Jahre sey, und jederzeit rechtschaffen gegen Lottchen gedacht habe. Die Raisonnements im Dorfe seyen eine tükische Verläumdung des Pöbels, und vermuthlich darum angesponnen, weil man ihm seine Tochter nicht gönne. Er solle selbst zum Baron kommen, sich dort erkundigen, und in seiner Gegenwart das Lächerliche jener Erzählung erfragen.

So sehr sich Franz anfänglich durch seine zitternden Bewegungen verrieth, die A** aus Enthusiasmus, nicht bemerkte, eben so weise wuste er itzt, da er im Fluge seiner Erzählung neue Kräfte gewann, die Verlegenheit zu bemänteln, die noch immer aus seinen Blicke hervorschimmerte.

Lottchen trat auch wieder herein, und hörte in Gegenwart des Vaters, die schwarzen Bosheiten, die man Franzens Karakter angedichtet hatte, lachte herzlich über die Aeußerung, ihr Geliebter sey ein gestrenger Herr, und gar ein Baron, und brachte so viel Lächerlichkeit in die Szene, daß der alte A * * endlich auch munter ward und den alten ehrwürdigen Pfarrer in einem Billette derb seine Meynung sagte.

„Aber eins, mein Sohn! entgegnete der alte A * * — verzeih wenn ich dich beleidige, — eins mußt du mir versprechen, damit wir das Gerede der Leute beschämen. Ich will morgen mit Lottchen aufs Gut hinüber kommen, und mich selbst überzeugen daß du nicht, sondern ein anderer der Baron von Hordenfels seyst.“

Franz lobte diesen Entschluß, und versprach bey seinen Herrn die Sache einzuleiten.

Unter dem Vorwande, der Baron bedürfe heut früher als gewöhnlich seiner Dienste, schlich sich Franz aus F * * und nahm, wie gewöhnlich von seinem Lottchen den zärtlichsten Abschied. Sie versprach, morgen mit ihrem Vater recht zeitig auf dem Schloße zu erscheinen, und von dem Baron die Erlaubniß zu erflehen,

daß er den ganzen Tag bei ihr zubringen dürfe. Franz lächelte beyfällig, und so trennten sie sich.

Mit dem neuen Morgen verließ A * * sein Lager, und suchte seine beste Uniform hervor, schnallte den Degen an die Seite, und stekte den größten und schönsten Federbusch auf den Hut. Lottchen warf ein leichtes mousolinenes Kleid über, verzierte ihr Haar mit einfachen Blumen, und steckte eine knospende Rose am Busen fest.

„So sagte sie, werd ich meinem Franz am besten gefallen.“

Nun gieng die Reise vorwärts. Sie nahmen ihren Weg durch eine wohlduftende Aue, mit fruchtschwangern Obstbäumen besetzt. Kühle Lüftchen durchsäuselnden Lottchens flatterndes Gewand, und freundlich bückten sich die reifenden Kornähren, als sie den seegenvollen Fluren vorüberschwebten. Sie sahen endlich das Schloß im Thale vor sich liegen, nachdem sie einen großen Berg zurückgelegt hatten. Franz hatte versprochen, am Fuße dieses Berges ihrer Ankunft entgegen zu harren; allein ihr Auge schweifte hoffnungslos umher, und kein Franz war zu sehen. Sie hatte ihrem Vater kein Wort davon gesagt, weil sie ihn mit Franzens Gegen-

wart zu überraschen gedachte, allein itzt trübte sich ihr forschendes Auge, und weinte die bittersten Thränen, daß Franz sie zum erstenmahl hintergangen habe.

„Sei kein Närrchen! sagte A** wer wird denn darüber weinen! Wenn Franz nur im Schloße auf uns weilt, so ist es eben so gut, als wenn er hier wäre. Eine Viertelstunde später, oder eher an deinem Halse — das ist dünkt mich! kein großer Unterschied.“

Unter solchen Tröstungen kamen sie ins Schloß. Da A** bei Lebzeiten des vorigen Besitzers sehr oft hier gewesen war, so konnten ihm die Zugänge des Hauses nicht unbekannt seyn. Er verfügte sich also am Armen seiner Tochter, sogleich in die Bedientenstube, wo ein alter Mann ungestöhrt bei einer Taße Caffee saß und sein Pfeifchen schmauchte. Auf dem Schloße war alles zum Bewundern still, nur einige Fröhner und Knechte schlichen träge über den Hof, und bekümmerten sich nicht weiter um die Eintretenden.

Der Alte A** zog seinen Hut, und grüßte den Mann mit der Pfeiffe bescheiden und höflig. In eben dieser Manier dankte ihm der

Alte, schob ein paar Sessel an den Tisch, und ließ sie niedersetzen.

Alte. Mit wem hab ich denn das Vergnügen zu sprechen?

Vater. Ehe ich Ihnen das sage, so erlauben Sie mir eine Frage, die mir vor allen andern am Herzen liegt. — Kann ich nicht mit dem Jäger Franz Altmann ein paar Worte sprechen?

Alte. Franz Altmann? — ich kenne keinen Jäger, der so heißt. Soll er hier bei uns seyn?

Vater. Natürlich. —

Lottchen ward unruhig, sie rückte auf ihrem Stuhle hin und her, und der Oden schien ihr zu vergehen.

Alte. Da sind Sie wohl irre. Nie war ein Mensch gleiches Namens bei uns. Und ich müste das wohl wissen, weil alle Domestiken unter mir stehen. Ich bin der Hausverwalter.

Vater. Ich bin doch im Schloße des Baron von Hordenfels?

Alte. Das sind Sie.

Vater. Und wo ist der Baron?

Alte. Der ist heute Morgen gegen zwey Uhr knall und fall mit Kourierpferden nach Spaa gegangen, und hat alle Bedienten mitgenommen.

Vater. So ist Franz Altmann vielleicht auch mit fortgereißt?

Alte. Ich kenne keinen Franz Altmann, und unser Jäger heißt Friz Rehfeld.

Lottchen war einer Ohnmacht nahe. Unwillkührlich blieb sie auf dem Sessel sitzen, und der alte ehrliche A** wußte kaum, was er dem Verwalter antworten sollte. Endlich kam alles an den Tag. Durch verschiedene Kreuz- und Querfragen, durch Abschilderung des vermeinten Franzens, und durch endliches Geständniß des Ganzen, auf den eigentlichen Schwierigkeits-Punkt geleitet, sah der alte Verwalter die Klippe, an der Lottchens Unschuld gestrandet hatte.

„Sie sind beide hoffentlich getäuscht, entgegnete der Verwalter, und ich bedaure Sie. Aus allen, was Sie mir da erzählt haben, seh ich deutlich, daß der Bräutigam, den Sie suchen, kein anderer Mensch ist, als unser Herr, der Baron von Hordenfels selbst.“

Lottchen fiel ohnmächtig vom Sessel. Die Köchin und ein paar Mägde, die in der Gegend waren, wo die Alten schwazten, eilten auf ihr Geschrey herbey, trugen die Arme in ein Schlafgemach, und pflegten ihrer. Sie kam bald wieder zu sich, und erwachte mit einem schrecklichen Fieber, das in kurzer Zeit ihren ganzen Körper entstellte. Indem diß vorgieng, hörte der Kapitän das Ende und dem ganzen Zusammenhang seines Elendes. Er erfuhr, daß der Baron von Hordenfels bis itzt ganz unbekannt in hiesiger Gegend gewesen sey, und gleich den zweiten Tag seines Hierseins allen seinen Leuten bei strenger Ahndung verboten habe, jemand bei ihm einzulassen, oder seinen Namen zu nennen. Gewöhnlich sey er im Jagdhabit, und eben so, wie ihn meine Leser kennen, in F* und der umliegenden Gegend herumgeschlendert. Niemand sey ihm zu nahe gekommen. Er sey übrigens ein guter höflicher Mann, und keiner von seinen Unterthanen könne je über Bedrükungen klagen. Daß aber eine Verführung sei-

ner Tochter ihm ganz ähnlich sähe, sey ohne Zweifel, denn er liebe die Veränderung, zumahl bei hübschen Mädchen und Weibern.

Trostlos, aber stumm wie ein Gebrandtmarkter, der vor seiner Schande flieht, wankte A** nach Hause, und schrieb sogleich einem Freunde, der sich damahls ebenfalls in Spaa aufhielt, die Geschichte seiner gekränkten Ehre. Sein ganzes Blut kochte Rache, und mehr als einmahl faste er den Degen in die zitternde Faust, um an seinen unschuldigen Kinde ein Mörder zu werden. Das arme Lottchen war indeß noch weit beklagenswerther, da sie Schande und Ehre vergas, und nur dem Flüchtlinge ihre Liebe nachweinte. Da lag sie ausgestreckt, in Fieberhitze auf ihrem Bette, klagte, weinte und nannte den Nahmen ihres Verführers. Wer sie sahe, erblickte in ihr das Bild lebendigen Jammers. In ihrem Auge schwebte Tod und Verzweiflung, denn selbst ihr einziger Vater, der im Grunde die Hauptursache ihrer Verführung war, weil ers besser hätte verstehen sollen, als sie, machte ihr Tag und Nacht Vorwürfe.

So vergiengen zwey Monate. Mit jedem Tage verschwand Lottchens schöne Gestallt mehr, ihre dürren abgelebten Hände schienen

schon ein Raub des Todes zu seyn, ihre Zunge hob sich nur mühsam, ein Wort hervorzustammeln; ihre Augen lagen tief im Kopfe, und die Seele rang mit den Vorboten einer baldigen Auflösung im schauerlichen Kampfe. Tief in sich gekehrt, mit dem Gebetbuche in der Hand sas A** an ihrem Bette, legte die Hand je zuweilen auf ihren geschwollenen Leib, richtete die Augen krampfhaft gen Himmel, und betete mit Zähenknirschen die fürchterlichsten Flüche auf den Kopf des Verführers herab. Lottchen schüttelte mit dem Kopfe, und bezeigte durch ihr Mißvergnügen, wie wenig sie mit seinem Gebete zufrieden sey. Dann lispelte sie leise: „Vergebung meinem Franz."

Der Arzt wandte alle Mühe an, das arme unglückliche Mädchen zu retten. Seine Kunst erschöpfte sich, um das Meisterstück der Schöpfung zu erhalten. Der Prediger im Dorfe, dessen Prophezeyung leider! eingetroffen war, reichte ihm hilfreiche Hand, und erquickte die arme gebeugte mit dem Troste der Religion. Um aber wenigstens einen Theil ihrer verlohrnen Ruhe zu retten, so untersagten sie dem Vater, der noch immer wütete, seine Gegenwart an ihrem Bette, und A** muste, wiewohl ganz gegen seinem Wunsch, diesen Befehl erfüllen. Lottchen gewann von dieser Sei-

te viel Ruhe, und nach und nach erhohlte sie sich auch wieder; allein der Glanz ihrer Augen, die Freude ihres Herzens war verloschen, und nichts blieb übrig, als die Hoffnung in den Regionen einer bessern Welt glücklicher zu seyn.

Endlich überfielen sie die Wehen einer nahen Endbindung. A** schäumte, als man es ihm meldete. Er wollte mit Gewalt zu seiner Tochter, aber der Arzt wies ihm standhaft zurück. Lottchen gebahr einen Knaben (das Bild seines Vaters) unter heftigen Schmerzen. Das Kind war ohne Mark, bleich und hager, wie der Körper seiner Mutter, aber es lächelte sie so heiter und bewustlos mit seiner Schande an, daß sich die arme Gebeugte nicht enthalten konnte, ihn mit tausendfachen Zähren zu begrüßen. Sie preßte den Knaben an ihre welke Brust, ihre Augen erzwangen noch einmahl das Feuer der Vergangenheit, und matt lies sie ihn dann sinken.

Arzt und Prediger waren Zeugen der Geburt, und der leztere taufte das Kind in der Stille.

„Du bist nun ein Christ, sagte Lottchen mit nassen Augen, aber der Fluch des Schicksals ruht auf deinem Haupte. Ich fluche dir

nicht, nein! ich segne dich, denn du hast neun Monden unter meinem Herzen geschlummert. Bist du einst groß gewachsen, so suche deinen Vater, aber fluche ihm nicht. Ich werde dann schon im dunkeln Grabe modern — gedenke dann meiner, und nimm dir ein Beispiel, wie gräßlich die gemordete Unschuld sich rächt!"

Angst, Quaal und Jammer hatten ihre Lebensgeister geschwächt. Mutter und Kind lagen in einem todtenähnlichen Schlummer. Arzt und Prediger freueten sich darüber, und da auch sie lange des Schlafes nicht genossen hatten, so verriegelten sie die Thüre, und ein jeder begab sich, vom alten A** ungesehen, nach Hause. Eine alte Wärterin blieb allein zurück. Aber auch diese schlich auf den Zehen sich weg, um ein Geschäft zu beendigen, welches ihr eben oblag.

A** bemerkte den Vorgang, die Rache loderte unaufhaltsam in ihm empor. Er schlich sich, von der Alten unbemerkt ins Gemach, welches jene aufgeriegelt, und von neuem zu verschließen vergessen hatte, trat mit knirschenden Zähnen vors Bett, und schwang ein feingeschliffenes Taschenmesser, wie der Engel des Todes furchtbahr in die Luft.

„So sei es, lispelte er mit funkensprühenden Augen, der Tod und die Verzweiflung ist einmahl mein Loos. Tochter und Enkel sinken in die Ewigkeit hinüber, früher oder später, gleich viel, wenn sie auch der Herr nicht rief. Meine Ehre heischt Tod — Tod soll ihr Opfer seyn. Stirb — stirb Elende, und genieße des Sieges, den du dir selbst errangst.“

Mit diesen Worten stürzt' er auf das schlummernte Kind, und rannte das Messer ihm in die Brust, daß sein Blut hoch empor sprizte. Die Mutter erwachte über der höllischen That, und rafte ihre letzten Kräfte zusammen, um ihren Sohn aus den Klauen des Satans zu reißen.

„Barbar!“ schrie sie, und streckte ihre abgezehrten Hände ihm entgegen, schone mein Kind, Rabenvater — aber ehe sie noch ganz diese Worte ausgesprochen hatte, lag auch sie vom Messer des Abscheulichen durchstochen, röchelnd am Boden. Noch einmahl schlug sie die gebrochenen Augen auf, winkte mit der Hand gen Himmel, und starb mit den Worten: „Franz — Vater — Vergebung!“

A** stand mit blutbesprizten Kleide am Bette der Ermordeten. Sein Auge war stier

auf einen Punkt geheftet, der Mordstahl lag rauchend auf der Erde, und schwarz, wie seine That, rieselte das Blut am Bette herab. Schreiend stürzte die Alte ins Gemach; todtenbleich folgten ihr Arzt und Prediger, die Szene war zum Entsetzen. Auch A** sank nun erschöpft am Bette nieder. Wahnsinn bemächtigte sich seiner. Halbtodt führte man ihn ins Gefängniß.

Der Fürst, ein aufgeklärter, und ädler Menschenfreund erfuhr die schaudervolle Geschichte. Sein Urtheil war mild und sanft. A** kam auf Zeitlebens ins Gefängniß bei einfacher aber nicht schlechter Kost, doch sein Wahnsinn blieb unvertilgbahr. Lottchen erhielt mit ihrem Kinde ein ehrenvolles Begräbniß, alle Aedlen, die sie kannten, weinten hinter ihrem Sarge, denn die Natur starb in ihren Reizen. Rosen und Lilien sah man auf ihrem Hügel blühen, und arme verführte Mädchen, die dem glatten Zauberspiel der Wollust erlagen, erweinten sich auf ihrem Grabe Tröstung und Ruhe.

Franz von Hordenfels wurde von dem Freunde des Kapitäns im Zweykampf erstochen. In dem letzten Momente seines Lebens, dach-

te er noch einmahl an die arme, verführte Charlotte, klagte sich laut als ihren Mörder an, und starb unter heftigen Verwünschungen über sein vergangenes Leben.

II.

Der

Dorfrichter in S* bey Torg*.

(Ums Jahr 1769.)

II.

Der Dorfrichter in S** bey Torg**.

Siegmund F** lebte mit seinem Weibe und zwey unerwachsenen Töchtern, als Dorfrichter in S** zu Ende des siebenjährigen Krieges, der die Fackel der Verheerung, besonders über Sachsen, schwang. Die Unruhen desselben kosteten ihm manchen Seufzer, manche bittre Thräne. Aber dabei bliebs nicht. Auch mehrere Aecker giengen verlohren, da F** mit seiner Familie, die bessere Zeiten gewohnt war, grade von der Schnure zehrte. Vom Gipfel des Reichthums, wenigstens der Wohlhabenheit, sank er itzt bis zur Armuth herab. Dabei nährte er sich dennoch redlich, und kein Nachbahr im Dorfe, war im Stande, ihm einer bösen Handlung zu zeihen.

Der Krieg war vorüber. S's Auen und Felder hatten sehr gelitten. Der Fürst schlug

sich ins Mittel, und rief durch wichtige Summen, die er dem Lande schenkte, auch in S** manche Bauernhütte neu hervor. Dieß Loos traf unter mehrern auch den ehrlichen F**. Er bauete sich ein schönes Haus, verzierte es mit einem Gemüßgarten, und kaufte sich vier Kühe, zwey Pferde, und begann seinen Ackerbau aufs neue. Dazu halfen ihm Weib und Kind mit aller Sorgfalt. Besonders ließen sichs seine beiden Töchter sehr angelegen seyn. Diese Mädchen waren der Augapfel der Mutter, wie wohl sie der Vater nicht weniger liebte. Erchen, die jüngste, ungefehr vierzehn Jahr alt, war zwar schöner, als Süschen, aber nicht so reizend; sie blendete mehr, als daß sie einnahm, daher Suschens Anbeter weit zahlreicher waren, als Erchens. Beide waren indessen Kinder der Venus, und nicht nur auf dem Dorfe, wo sie wohnten, sondern auch in A**, einer sehr ansehnlichen Provinzialstadt, erscholl der Ruf von ihrer Schönheit. F** wandte jeden Spaarpfenning auf die Erziehung seiner Kinder, da er sie von Herzen liebte. Sie erkannten auch das mit kindlicher Zärtlichkeit, stahlen jeden Wunsch aus seinem Auge, und giengen damit so zart um, daß er ihn auf den leisesten Wink schon erfüllt sahe. Die Mutter freuete sich im stillen, und besprach sich öfters mit dem Vater über die weitere Ausbildung ihrer Töchter, ent-

warf manches Plänchen, um ihnen ein ansehnliches Erbe zuzusichern, sprach von hohen Aussichten in die Zukunft, von einer reichen Heyrath; allein bei solchen Dingen pflegte der Alte seinen Kopf zu schütteln.

„Laß das nur, Anne! der liebe Gott wird für meine Töchter sorgen, wie er für uns gesorgt hat. Da er uns nicht verlies, so wird er sie auch nicht verlassen.“

Dabei bliebs denn eine Zeit lang. Allein die Zeiten änderten sich bald.

S** lag in einer sehr romantischen Gegend, mitten in Weinbergen und unter Fruchtbäumen. Der Besitzer von S** war ein reicher Edelmann, der die Welt gesehen hatte, und seine Bauern liebte. Sein Haus stand jedem Fremdling offen. Er ehrte die Gastfreundschaft, und seine Tafel war mit den kostbahrsten Speisen und Weinen besetzt. Man kann leicht denken, daß das bald ruchbahr ward. Die schöne Gegend ward zur Entschuldigung genommen. Man ritt und fuhr nach S**, und trank den Wein des Edelmanns. Viele Schmetterlinge, die auf den Raub der Unschuld ausgiengen, befanden sich unter den Lustwandelnden. Zwey davon, ebenfalls ein paar Edelleute, sahen die

D

niedlichen Bauernmädchen, und sogleich zimmerten sie ein Plänchen, diese Kinder des Lichts in ihr Netz zu locken. Sie erkundigten sich sehr angelegentlich nach dem Vater der Mädchens, und als sie hörten, daß es der Richter des Dorfes sey, rümpften sie zwar die Nase, aber ihr Refrain war kurz und bündig.

„Wenn die Mädchen nicht Lust haben, sagte einer von den Herren: so muß, so wird der Alte in die Beere beißen, die wir seiner Eitelkeit vorhalten!“

Einer von ihnen, Herr von M** fuhr eines Tages nach S**, um mit dem alten F** aus der Sache zu sprechen. Um seinen Vorstellungen ein desto größeres Gewicht zu geben, fuhr er in einer prächtigen Staats-Karosse. Seine Kleider waren, nach der damahligen Sitte der Zeit mit Gold und Silber durchwirkt, seine Wäsche von der feinsten Sorte, und seine Bedienten mit den schönsten Livreien bekleidet. Die Bewohner des Dorfs machten große Augen, als die Kutsche vor dem Hause des Dorfrichters hielt. Herr von M** stieg aus, und der alte F**, der grade zugegen war, sandte seine Tochter sogleich zu ihrer Mutter in die Küche, und bewillkommte den fremden Herrn. M** trat ins Zimmer, und brachte tausend Entschuldigungen

vor, seinen Besuch zu beschönigen. F** hörte sie stillschweigend an, und sagte ihm, daß dieß nichts zu bedeuten habe, es sey ihm vielmehr eine Ehre, einen so großen Herrn zu bewirthen, sandte sogleich nach seinen Töchtern, und befahl ihnen, den Tisch mit einem frugalen, aber gutem Frühstücke zu besetzen. Erchen, der der schöne geputzte Mann gewaltig in die Augen stach, lief hin und wieder, und war sehr geschäftig, um seinen Beifall zu erringen. M** merkte dieß Bestreben, ihm gefällig zu werden, und bauete sogleich in seinem Herzen auf diesen Grund das Schloß seiner Wollust. Sobald sich Erchen entfernt hatte, sagte M**:

„Das ist Eure jüngste Tochter?"

Vater. Ja!

M*. Ein schönes Mädchen!

Vater. Hm! s' geht ja wohl noch. Loben Sie sie nur nicht so, denn wenn sie's hört, möchte sie leicht stolz darüber werden, die jungen Bursche, und besonders meines Nachbahrs Sohn, Vetter Tobias, haben ein Auge auf sie geworfen.

M**. Das müßt Ihr nicht zulassen.

Vater. Warum denn nicht?

M**. Weil Eure Tochter zu etwas bessern bestimmt ist. Sie ist ein so schönes Mädchen — mit ihrem Gesichte kann sie ihr Glück weit besser in der Stadt machen, als auf dem Lande.

Vater. Das kann wohl seyn! Aber die Verführung, sagt man, soll in der Stadt sehr groß seyn. Und ich habe meine Töchter so lieb, daß es mich schmerzen würde, wenn eine davon, oder gar beide unglücklich würden.

M**. Dafür soll gesorgt werden, Vater F**. Hier ist meine Hand, ich nehme mich Eurer Kinder an. In der Stadt lebt meine Schwester, die Kriegsräthin Aalburg. Sie braucht ein Kammermädchen, und wünscht sie vom Lande, weil die Mädchen in der Stadt meistens verderbt sind. Sie gab mir den Auftrag, ihr ein solches Mädchen zu verschaffen, und da hab ich denn Euer Erchen dazu bestimmt.

F** war kein leichtgläubiger, aber auch kein ganz kluger Mann. Er hatte wohl von der Verführung des zweiten Geschlechts gehört, verlohr aber bald allen Glauben daran, weil er die Schlingen nicht mit Augen sah, die M**

ihn über den Hals zu werfen drohete. Auch war er eitel genug, mit den Schönheiten seiner Töchter einen erlaubten Wucher zu treiben. „Denn, dacht er, kommt eine von ihnen in die Stadt, so verliebt sich wohl gar ein großer Herr, ein Baron, ein Graf in sie, und du kommst dann durch deinen Schwiegersohn zu hohen Ehren!“

Je nun, gnädiger Herr! sagte F** mit blitzenden Augen, in denen die Freude seines Herzens unverkennbahr strahlte, wenn das Ihr Ernst ist, und Ihre Frau Schwester verlangt meine Tochter, so hab ich auch nichts dagegen.

M** war außer sich für Wonne, daß ihm seine Lockungen nicht mehr Mühe kosteten. Er lobte den Alten, seines Entschlusses wegen, und verlangte Erchen zu sprechen. Erchen erschien, und sein Gesicht legte sich in ehrwürdige Falten. Er nahm Erchens Hand, und stellte ihr das Glück vor, welches ihrer harre, wenn sie der Tugend treu bleiben, und sich so aufführen würde, daß seine Schwester, die Kriegsräthin, damit zufrieden wäre. Erchen weinte über diese süßen Worte, und über die noch süßern Hofnungen recht herzlich, und die alte F** stand mit ihrem Manne in einem Winkel, und wischte sich ebenfalls die Augen.

Als M** mit Erchen fertig war, drückte er ihr ein Goldstück in die Hand, das sie sich zu nehmen weigerte, da ihr aber M** versicherte, daß dieß Gold aus den Händen seiner Schwester komme, so steckte sie es ein. Suschen, die älteste Schwester stand von ferne, und weinte. Sie war nicht nur über den Verlust ihres Erchens traurig, sondern sie beneidete auch ihr Loos, daß sie nun in die Stadt käme, da sie hingegen auf dem Lade bleiben müsse. Auch darauf hatte M** schon gelauert.

„Wenn es Dir so sehr nahe geht, sagt er, so gieb Deinem Vater ein gutes Wort, daß Du Deine Schwester in die Stadt begleiten darfst. Ich will, wenn Du kannst, schon für eine gute Herrschaft sorgen.“

Alles, Jung und Alt, besonders Suschen, stürmte mit Bitten auf den Vater ein.

Wenn F** nur etwas klüger war, so war es ihm vergönnt, in die Karte zu blicken, die M** so verrätherisch gegen ihn mischte, denn der neue Vorschlag, Suschen betreffend, war so plump und ohne Ueberlegung, daß er sogleich die Absichten ahnen ließ, die er bei sich führte. Aber F** nahm das alles für Freundschaft, für

Aechtheit der Liebe des ädlen Mannes, und sagte ihm auch diese Tochter zu.

M** versprach ihm nun Belohnung seines Zutrauens, und auf den andern Tag die Abholung der Mädchen, durch seine Schwester. Er nahm Abschied, stieg in seinen Wagen, und fuhr in die Stadt zurück. Die Alten freueten sich innigst, ihre Kinder so treflich versorgt zu haben, und beschäftigten sich die ganze Nacht mit den süßen Zaubergefühlen, die ihre Herzen von dem zukünftigen Glücke ihrer Töchter genossen.

Erchen und Suschen befanden sich in einer ähnlichen Lage. Sie schlossen in der ganzen Nacht kein Auge, und entwarfen tausend Pläne, wie sie ihr neues Glück recht fest gründen, und nun auf einmahl recht spröde gegen Nachbahrs Tobias thun wollten?

„Denn, sagte Suschen, das müssen wir nun von Rechtswegen, da wir nicht mehr seines Gleichen sind."

Sie schliefen unter süßen Wonnegefühlen ein, und sprangen fröhlig aus dem Bette, als die Sonne die Spitze des Kirchthurms vergoldete.

Schon sehr früh kam Tobias, und traf Suschen im Hause an. Er erkundigte sich nach Erchen, und fragte, ob es denn wahr sey, daß sie in die Stadt als Kammerkätzchen gånge? Suschen lachte, und sagte: „Ja Musge Tobias, es ist wahr, und auch ich gehe mit. Er sieht also wohl ein, daß wir uns nun nicht mehr mit ihm abgeben können. Heute noch kommt ein schöner goldener Wagen, und hohlt uns ab.

„Tobias'n standen die Thränen in den Augen. Er konnte lange nichts sprechen, weil ihn dieser schnelle Entschluß zu heftig überraschte, dann sagt' er gelassen, aber mit einem neuen Thränenstrohm:

„Na wie Gott will! So viel kann sie mir indessen glauben, Suschen! daß ich Erchen sehr lieb habe, und daß ich sie ewig lieb haben werde, wenn sie mich auch nicht mehr ansehen sollte. Aber ich meinte es gut mit ihr, und ich hätte sie geheirathet, hätte von ihrem Vater weder Haus noch Hof, noch Vieh und Aecker verlangt, weil ich das alles selbst habe —“

„Ja! das kann nun nichts helfen! entgegnete Suschen, da meine Schwester in die Stadt geht, und dort vielleicht eine große Dame wird — doch da kommt sie eben, nun kann

Er sie selbst fragen, ob's nicht so wahr ist, wie ichs ihm gesagt habe?"

Erchen näherte sich, und nahm eine hohe, erhabene, vornehme Miene an.

Sie. Guten Morgen, Tobias!

Er. Guten Morgen, Erchen —

Sie. So darf er nicht mehr zu mir sagen. Ich bin nicht mehr seines Gleichen. Ich heiße nun Jungfer Erchen.

Er. Ist Sie denn auf einmahl so hochmüthig geworden?

Sie. Die Zeiten bringen es so mit sich.

Er. Die Zeiten? Hm! wenn die Zeiten sich nur nicht ändern. Ich denke wohl, sie wird es einmahl bedauern. . .

Sie. Etwa, daß ich Ihm den Korb gebe? Hahaha! Wer ist er denn? Er ist ja nur ein Bauer!

Er. Freilich bin ich nichts weiter, aber ein ehrlicher Bauer. Oder muß man etwas mehr seyn. . .

Sie. Ich bin etwas mehr. . .

Er. So? was denn?

Sie. Eine Stadtdame.

Er. (lächelnd) Ist Sie?

Sie. Und wenn ichs noch nicht bin, kann ichs doch werden.

Er. (in seiner Art etwas satirisch, aber nicht böse) Sie hat Recht. Ich bin nur ein Bauer, kein türkischer Kaiser. Aber ich kanns noch werden!

Mit diesen Worten nahm Tobias von Erchen Abschied. Sein Auge füllte sich, da sie ihm die Hand gab, aufs neue mit Thränen. Sie drückte sie ihm freundlich. Das forderte seinen ganzen Dank.

„Weil es Ihr doch nicht so gleichgültig ist, sagt' er, daß ich von Ihr Abschied nehme, so nehme Sie diesen Ring von mir zum Andenken an."

Erchen besah den Ring, bekukte ihn von oben und unten, und sagte dann mit rümpfender Nase: „Von Silber?" Sie gab ihm ihn

mit den Worten zurück: „Da Musge Tobias, hat er seinen Ring wieder. Da ich eine Stadtmamsell werde, darf ich keinen silbernen Ring tragen. Dort giebts bloß goldene!“

Tobias gieng, seinen Ring einsteckend, und kam in seine Hütte zurück, wo er dem Unglücke des Mädchens, das er voraus sahe, noch manche Thräne weihete.

Aus diesem Gespräche können meine Leser den Character dieser beiden Mädchen abnehmen. Er war nicht bösartig, er war von Grunde aus gut. Aber die Eitelkeit, die Mutter des schönen Geschlechts wirkte so mächtig auf diese Charactere, daß sie alle Seiten annahmen, die sich so gern für die große Welt bequemen. Sie hatten von ihrem Vater eine natürliche Erziehung genossen, sie waren nicht plump, nicht einfältig wie die übrigen Dorfnimpfen. Ihr Gesicht, und ihr Verstand waren glätter und gereinigter. Die letztere hatte so gar einen gewissen Scharfblick — aber dem allen fehlte das nothwendige Studium des Menschen, Weltkenntniß. Sie waren schöne, aber unerfahrne Mädchen. Sie kannten die Menschen nur von der Außenseite, und wußten ihre Gesichter zu unterscheiden, Gold und Silber zu schätzen, und das Landleben gegen das Stadtleben abzuwägen, aber

die innere Seite des Menschen, die Verführung in Städten, und die schöngeschmückten Lockungen der Wollust kannten sie nur von Hörensagen — und kaum von daher. Die Aeltern waren, wie die Kinder. Klüger konnten sie auch fast nicht seyn, weil sie dann ihre Wissenschaft gewis auf jene übergetragen hätten.

Diese schwachen Seiten benutzte Herr von M** treflich. Er sah Erchen, und entbrannte mit unkeuschen Flammen gegen sie. Von dem Tage an sann er auf Mittel, sie für sich zu gewinnen. Er besas nichts, als sein Geld. Eine gleiche Bewandniß hatt' es mit seinem Venusbruder, einem Herrn von Adler, den wir im Eingang dieser Geschichte erwähnten. Dieser liebte Suschen. Beide steckten sich hinter eine alte Kupplerin. Für Geld thun solche verworfene Geschöpfe alles. Mutter Dore, so hieß sie, versprach alles, was sie von ihr forderten. Da es mit den Mädchen richtig war, so ward sie in einen prächtigen Staatswagen gepackt, mit geheimen Instruktionen versehen, und nach S** als Kriegsräthin Aalburg gesendet. Wichtige Geschenke für die Alten, und eine Menge Bedienten begleiteten sie.

Sie kam nach S** und alle Dorfbewohner rissen die Fenster auf, als der schön lakirte Wa-

gen mit den vielen Bedienten abermahls vor dem Hause des Richters still stand. Die Dame stieg aus, und ihr reichbesetztes Kleid, das sie trug, ward allgemein begaft und bewundert. Die Mädchen empfiengen sie mit tiefen Knixen in der Hausflur. Die Kriegsräthin dankte ihnen sehr herablassend, und fragte nach dem Vater, der nicht weit davon stand. F** nahte sich, und machte seinen Reverenz.

„Mein Bruder, der Herr von M**, begann sie nun, hat mir von Euren niedlichen Töchtern erzählt, und meine Neugierde gereizt, sie selbst kennen zu lernen. Wie ich sehe, hat er mir nicht zu viel gesagt. Ihr habt wirklich sehr artige Kinder. Mein Kammermädchen hat vor kurzem, auf meine Veranlassung, den Baron von Sturm geheirathet, ich möchte diese Stelle wieder besetzen, und da sich meine Besuche täglich mehren, seitdem ich in der Stadt wohne, so kann ich allenfalls zwey Mädchen brauchen. Wollt Ihr mir Eure Töchter überlassen? Ich gebe jeder jährlich 80 Thaler, und alles andere frei und im Ueberfluß."

F** fiel aus den Wolken. So viel Gnade hatt' er nicht erwartet.

„Achtzig Thaler?" murmelte er zwischen den Zähnen, das ist fast zu viel.

Er glühete für Freude, ergriff den Rock der Kriegsräthin, und drückte einen brennenden Kuß darauf. Sie wollte das verhindern, und reichte ihm die Hand. Die Küße wurden wiederholt. Erchen drängte sich herzu, um sich bemerkbahrer zu machen, so auch Suschen. Die Kriegsräthin erblickte sie, und sprach sehr freundlich mit ihnen. Dann beschenkte sie die Aeltern mit mancherley Kleinigkeiten, worinnen im Grunde wenig Werth lag, die aber auf den alten Siegmund großen Einfluß hatten. Sie speißte zwar im Hause des Richters, aber von ihrer eigenen Küche, die sie mitgebracht hatte. Erchen kredenzte den Wein, und Suschen, als die älteste, saß neben der Kriegsräthin, und labte sich mit sichtbahren Entzücken an den Juwelen und seltenen Steinen, mit denen sie ihren Anzug beinahe bis zum Ueberfluß überladen hatte.

Gegen Mittag fuhren sie ab. Tobias stand in der Pforte, als der Wagen vorüber rollte, und sendete den lieblichen Mädchen noch einen Blick des Mitleids nach, „denn ach! rief er, sie wirft sich in die Arme der großen Welt, um vielleicht bald mit nassen Augen und mit dem Verluste ihrer Tugend und Unschuld daraus zurückzukehren.“

Herr von M** hatte ein prächtiges Haus, mit allen dazugehörigen Bequemlichkeiten gemiethet. Adler trug dazu sein Schärflein bei, und produzirte sich, da die Matrone mit den Mädchen ankam, als ein alter Bekannter des dalburgischen Hauses. Sie beschäftigten sich beide mit Erchen und Suschen, und entfernten einstweilen die Kriegsräthin, um ein Supee zu besorgen, das ihrem Geschmacke und ihrem Reichthümern angemessen sey. Man setzte sich zu Tische. Erchen unterhielt die Gäste mit Erzählungen aus ihrer Jugend, die, so karg sie an Interesse waren, dennoch den Beifall der Kriegsräthin und der Herrn erhielten. Suschen zollte ebenfalls ihr Schärflein, und der Tag ward vergnügt beschlossen.

Die Mädchen wohnten prächtig, und alles, was ihre Augen sahen, erhielten sie. Kein Wunsch blieb unbefriedigt. Herr von M** wandte große Summen auf, sie in Staatsdamen zu verwandeln und Erchen besonders wußte sich so treflich in ihren neuen Stand zu schicken, daß sie manches Mädchen weit hinter sich zurück ließ. Sie bewohnten beide ein paar sehr artige Zimmerchen, die mit allen Bequemlichkeiten versehen waren. Sie öfneten die Aussicht auf die Straße, und wie manche Stunde stand Suschen am offenen Fenster, und

weidete sich an dem bunten Gewühl der Volksmenge, das auf der Straße auf und abwogte. Erchen leistete ihr Gesellschaft, und rief öfters aus:

„Ach! wie ist es doch in der Stadt so ganz anders, als auf dem todten, einfachen Lande. Hier genießt man tausend Abwechselungen, hier foltert niemand die Langeweile, hier lebt man froh und ungezwungen!“

Es freut mich, Erchen! sagte M**, der hinter der halboffenen Thüre sie belauscht hatte, und nun hervor trat, daß Dir das Stadtleben nicht mißfällt.

Erchen. Es wäre ja offenbahrer Undank, gnädiger Herr! wenn ich mit meinem Schicksa e unzufrieden sein wollte. Die Frau Kriegsräthin ist so gnädig gegen mich und meine Schwester. Sie behandelt mich nicht als ihr Kammermädchen, sondern als ihre Freundin.

M**. Und das thut sie deshalb, weil ich Dir und Deiner Schwester so oft das Wort spreche. Ich liebe Euch als meine Kinder, und — ach! wenn ich euch nur recht glücklich machen könnte!

Erchen. O! wie gut Sie sind! gnädiger Herr!

Suschen stand von ferne, und ein helles, flimmerndes Thränchen perlte in ihrem schönen Auge.

M*. Nun, und Du Suschen, stehst so von ferne?

Suschen. Ach!

M*. Gar ein Seufzer.

Suschen. Ich habe Ursache zu seufzen.

M*. Und warum denn?

Suschen. Weil Sie immer mit so viel Güte gegen Erchen sprechen, und ich stehe dabei als wenn ich den Kohl verschüttet hätte. Was hab ich Ihnen denn gethan, daß Sie mich auch nicht ein bischen lieb haben?

M* konnte sich über diese naive Aeußerung, einer Umarmung nicht enthalten; er drückte Suschen an sein Herz, und küßte sie. Sie litt den Kuß und erröthete sanft.

„Ich habe Dich so lieb, wie Erchen, sagt' er dann, denn ich sorge für Euch beide als Vater. Habe Dir auch schon einen Mann, ganz Deiner würdig ausgelesen.“

Suschen schlug die Augen nieder, und wagte es nicht, nach den Nahmen dieses Mannes zu fragen.

M* nannte ihn von selbst.

„Der Herr von Adler, sagt' er, liebt Dich, und wenn Du seine schwachen Seiten zu benutzen weißt, so kann es Dir nicht fehlen. Er spricht oft und viel von Dir, und ist ein reicher, angesehener Mann, der sechs Güter mitten im Herzen des Landes besitzt, und hier einen Theil seiner Revenüen verzehrt.“

Suschen klopfte das Herz, denn Adler hatte schon längst ihre Achtung. Aus dieser Achtung ward itzo Liebe.

Sie entfernte sich unter einem Vorwande, nur um die hohe Flammenröthe ihres Gesichts zu verbergen. Erchen blieb allein zurück. M* denkte das Gespräch auf die Liebe. Erchen sprach von diesem Artikel sehr unbefangen, und meinte, daß sie es einem Mädchen zur hohen Sün-

de anrechne, wenn sie die Thorheit begänge, sich in eine Mannsperson zu verlieben.

„Die Männer, setzte sie lächelnd hinzu, sind allzumahl, ohne Ausnahme, Spitzbuben, die es nur mit sich ehrlich meinen; die dem Mädchen goldene Dinge vorplaudern, und sie dann mit einer langen Nase abziehen lassen, wenn sie den Raam von der Milch geschöpft haben.“

M * staunte über die Klugheit Erchens. Sie merkte das, und schlug ein Gelächter auf.

„Sie sinnen wohl drüber nach, woher ich das alles weiß? Sehen Sie her — das ist die Quelle, aus der ich schöpfte.

Mit diesen Worten gab sie ihn einen Roman, den sie auf den Nachttisch der Kriegsräthin gefunden zu haben, vorgab, und in dem jene Philosophie stand.

M * bis sich in die Lippen und ärgerte sich über die Unachtsamkeit der Kriegsräthin, die solche Sachen in die Hände eines Mädchens gerathen ließ, für die er ganz seine eigenen Grundsätze bestimmt hatte. Er sprach also viel und mancherley über das Gelesene, und änderte das

Mädchen in kurzer Zeit dermaßen um, daß sie die Männer für lauter Tugendspiegel, ihn selbst aber für einen Engel in Menschengestalt hielt.

Von diesem Tage an warf er sie und Suschen in einen Wirbel von Lustbarkeiten und Vergnügungen, daß sie kaum eine Stunde des Tages zu Athem kommen konnten. M* stellte Redouten, Bälle und Pikeniks an, bei denen Erchen und ihre Schwester die Königinnen des Festes spielten. Man bewunderte und beneidete sie, und die Kriegsräthin begab sich ihres Rechtes, um ihre Freundinnen in desto größern Glanz zu setzen. Erchen und Suschen wusten freilich nicht, daß ihre Herrschaft blos M's Maschine, daß sie blos von seinen Befehlen abhange, und nichts als eine Priesterin der Freude sey; Erchen schwebte in Irrthum; sie hatte Gefühl und Augen, allein sie nützte, konnte sie nicht nützen, weil sie die Welt, in der sie lebte, durch ein gefärbtes Glas anschauete. Suschen war noch weit leichtsinniger, als ihre Schwester. Wenn auch Erchen in solchen Augenblicken, wo sie sich von allem abzog, was außer sie vorgieng, über ihre itzige Lage nachdachte, und darinnen mancherlei fand, was jener ihrer Eitelkeit, aber nicht ihrem Verstande schmeichelte, so hüpfte Suschen darüber weg, genoß die Gegenwart oh-

ne Bedingung, und dachte nie an die Zukunft. Die Liebe gegen ihre Aeltern war immer noch die Hauptbeschäftigung ihres Herzens gewesen. Sie hatten mancherley kleine Geschenke, die Sie aus den Händen des Herrn von M * und Herrn von Adler erhalten hatten, nach S * gesendet. Siegmund F * und seine Frau freueten sich ungemein, und zeigten allen Einwohnern des Dorfes die Herrlichkeiten. Viele beneideten sie um solche Töchter . . . Die vernünftigsten aber schüttelten die Köpfe, und meinten, daß das wohl kein gutes Ende nehmen mögte. Siegmund hörte die Zweifel, und ärgerte sich in stillem, verklagte auch wohl irgend einen solchen Spötter bei dem Gerichtshalter, der ihn damit abwies, Vorwürfe der Art müsse man in Geduld tragen, und das Ende abwarten, das allein sey fähig, die Wahrheit des Urtheils zu entscheiden.

Seine Töchter waren bereits über ein Vierteljahr in der Stadt, als es Siegmund F * einfiel, sie zu besuchen. Er putzte sich so gut heraus, als es seine Garderobe zulies, setzte sich auf sein bestes Pferd, und ritt in die Stadt. Die Mutter gab ihm die Weisung mit, die Kinder nochmahls zur Tugend zu ermahnen. Vater F * versprach's, und ritt seinen Weg.

Er kam glücklich nach A*, und fragte nach dem Hause der Kriegsräthin. Kein Mensch kannte sie. Darüber wunderte sich F* zwar sehr, allein es fiel ihm noch zur rechten Zeit ein, daß sie ihm selbst gesagt habe, sie wohne noch nicht lange in A*. Er gieng also unverzüglich zum Herrn von M* der eines der angesehensten Hotells der Stadt bewohnte. M* sas in seinem Zimmer, und laß. Als er den Nahmen des Richters nennen hörte, sprang er verdrüßlich auf, und sagte: „Was will der Tölpel?“

Indessen winkte er dem Bedienten, und F* trat herein. Herr von M* zwang sein Gesicht zur Freundlichkeit; und rühmte ihn die Lage seiner Kinder dermaßen an, daß dem alten F* das Wasser im Munde zusammen lief. Er verlangte Erchen und Suschen zu sehen, und M* stand auf, um seinen Wunsch zu erfüllen. Sie giengen, und erreichten das Haus der Kriegsräthin. Erchen und Suschen waren auf ihrem Zimmer, und beschäftigten sich mit dem Putze eines neuen Hutes, den sie zur Comödie aufsetzen wollten. Sie hatten ein sehr niedliches Deshabilles übergeworfen; die Haare flossen über ihren Nacken fessellos — die Meublen des Zimmers waren nach den neuesten Modeschnitt geformt, und alle Gegenstände zeigten

von dem Geschmacke ihres Gebieters. F * s Auge ward geblendet, als er alle diese Herrlichkeiten erblickte. Er blieb an der Thüre stehen, und musterte prüfend alles, was er sah. Erchen drehete sich herum, und bemerkte ihn. Mit offenen Armen flog sie auf ihn zu, und rief: „O! mein guter Vater!"

M * wollte diese rührende Szene nicht abwarten, weil er kein Gefühl dafür hatte, mithin entfernte er sich, und lies den Alten mit seinen Kindern allein.

Als Erchen so auf ihm zukam, und ihn mit kindlichen Küssen der Liebe an ihr Herz drückte, wuste F * nicht ob er wache oder träume. Er sah sich in einem ganz fremden Zimmer, und die Bewohnerinnen desselben hielt er nicht für seine Töchter, sondern für Damen aus der großen Welt, so sehr hatten sich die Mädchen verändert, so ganz verschieden war die Lage mit der ehemahligen Dorfsitte. Als Bauermädchen hatten sie S * verlassen, in ihren kurzen Röcken und cattunenen Korsetten, in dem untergesteckten Haare, und mit dem schmalen Tellermützchen — itzt fand er sie wieder in langen Schleppkleidern, in Gold und Seide. Wie sehr hatte sich alles verändert! Ein

Gedanke, ganz seiner einfachen, ländlichen Denkart würdig, drängte sich in ihm empor.

„Wie? dacht' er, wenn ihre Seelen auch so verändert wären, als ihr Körper?"

Ach! warum dacht' er nicht damahls so, als die Kriegsräthin sie abhohlte? Suschen ergriff seine Hand, und küßte sie. Auch das war ihn fremd. Die Sitte des Händekußes war damahls noch nicht unter die Bauern gerathen. Erchen traf es besser, sie schüttelte ihm die Hand, und F* bedankte sich. Dann erzählte sie ihm tausend schöne Sachen von ihrer Lebensart, und wie sie bald vielleicht ein paar gnädige Damen werden würden?

„Gott gebe seinen Segen dazu, sagte F* ernsthaft, und schüttelte den Kopf."

Erchen. Ihr glaubt es wohl nicht, Vater?

Vater. Wenn ichs nun auch glaube, so ..

Suschen. Ja! gewiß Vater ihr glaubt es nicht, und unser Vergnügen schwindet. Wir möchten Euch recht gern glücklich machen, und Ihr wollt nicht.

Vater. Ich will . . aber Kinder! vergebt meinem ängstlichen Gefühle. Ich erwartete es so nicht, wie ich es finde. Ihr lebt auf einem zu prächtigen Fuße, und doch hat man Euch zu Kammermädchen bestimmt. Das kann mit rechten Dingen nicht zugehen.

Suschen. O ja, Vater! Ihr könnt es Euch natürlich erklären. Denn seht nur . . Kammermädchen sind wir freilich nicht, sind es auch nie gewesen. Wir sind die Geliebten des Herrn von Adler, und des Herrn von M* und haben die sicherste Hoffnung auf ihren Besitz.

Erchen. Mich heirathet der Herr von M*. O! Ihr glaubt es nicht, wie gut dieser Herr gegen mich gesinnet ist. Wenn mir etwas gefällt, so darf ich nur mit den Augen winken, und sogleich ist mein Wunsch erfüllt.

Der Alte glaubte den Versicherungen seiner Kinder endlich, sprach noch einige Worte mit der Kriegsräthin, und mit dem Herrn von M* (Adler lies sich nicht sehen. Aus welchen Gründen? wissen wir nicht) und ritt dann wieder zurück nach F* brachte seiner Frau die besten Nachrichten, und legte sich ruhig schlafen.

Sobald er abgereiset war, erschien M* mit neuen Geschenken. Erchen hüpfte dem Geliebten entgegen, und plauderte ihm viel vor, daß ihr Vater bei dem Staate, und dem Wohlleben, das er hier anblickt', etwas ängstlich gewesen sey, und daß er sich der Worte bedient habe: „diß geschähe doch nicht etwa auf Kosten ihrer Ehre und Unschuld?"

M.* hatte das erwartet, und sich schon im voraus mit Gründen bewafnet.

„Wie kann Dein Vater, sagt' er, von mir solche Gedanken hegen? Dein Wohl, Dein Glück und Deine Zufriedenheit hab ich zur Absicht, nichts weiter. Was kann mir der Raub Deiner Ehre, Deiner Unschuld nützen? Bin ich denn ein Schmetterling, der von einer Blume zur andern flattert? Oder ist es nicht klar, daß meine Schwester die besten Absichten mit Euch hat? Ich liebe Dich — diese Liebe war die Ursache Deiner Erhöhung. Mein Plan ist eine Vermählung mit Dir. Ich halte mein Wort, sobald ich ein gewisses Familienarangement getroffen habe. Dann ist unsrer Verbindung nichts mehr im Wege, und Du bist vor den Augen der Welt, so wie Du es itzt in meinem Herzen schon bist, meine Gattin, mein liebes Weib!"

Erchen beruhigte das ganz; eine Thräne schlich wohl über ihre Wange, allein M** küßte sie weg, und der vorige heitere Himmel kehrte auf ihr Gesicht zurück.

Eben so sprach Adler mit Suschen. Sie glaubte seinen Worten, gleich einem Evangelium, und dachte, wenn die Einsamkeit sie umfloß, an nichts, als ihren Hochzeitstag — den einzigen Tag, wo sie die Pfeiler ihres Glücks gründete. Es vergiengen wieder mehrere Monate, und noch erschien dieser Tag nicht. Erchen und Suschen schienen ungeduldig zu werden, dennoch waren sie voller Schaam, es laut werden zu lassen. Sie ließen ihren Wunsch zwar merken, gaben aber ihren Empfindungen keine Worte.

Eines Morgens kamen M** und Adler auf ihr Zimmer. Die beiden Schwestern wanden eine Rosenguirlande, die sie, um die Langeweile zu verjagen, verfertigten. Sie flog in einen Winkel, als jene eintraten. Suschen hüpfte auf Adler zu, und strafte ihn mit einem Kusse, daß er seit gestern nicht bei ihr gewesen sey? Das nämliche erfolgte bei Erchen. Die Herren entschuldigten sich, und sprachen mancherlei zu ihrem Vortheil.

Endlich sagte Adler: „Wissen Sie auch Suschen, daß ich Ursache habe, mit Ihnen zu schmollen?“

Suschen. Mit mir?

Adler. Was schreiben wir heute für ein Datum?

Suschen. Ich denke, den 17ten.

Adler. Mithin ist morgen . . .

Suschen. Natürlich der 18te.

Erchen. Merkst Du was, Schwesterchen?

Suschen. Wahrhaftig nein!

Erchen. Der 18te ist ja Dein Geburtstag.

Suschen. Es ist wahr. Daran dacht ich nicht. Nun, Herr von Adler! deshalb schmollen Sie mit mir? Wenn ich nun nicht gebohren wäre, so könnten Sie mich ja nicht lieb haben.

Adler. Beinahe. Aber das ists nicht. Daß Sie nicht besser auf Ihr Interesse sehen, darum schmoll ich mit Ihnen, daß Sie mir einen solchen Tag verschwiegen, den ich von Gott und Rechtswegen feiern muß.

Suschen. Freilich, wenn Sie's so nehmen, so muß ich um Verzeihung bitten.

Sie flog auf ihn zu, umarmte ihn herzlich, und Adler erwiederte den Kuß.

Adler. Ich habe zu Morgen ein kleines Fest veranstaltet. Ich lade sie dazu ein, da sie die Königinn des Festes sind. Das Gastmahl soll ein Ball en Maske schließen. Sie sind doch auch von der Parthie, Erchen?

Erchen. Ei natürlich! Sie wissen wohl, daß ich gern tanze! da haben Sie meine Hand — ich beginne den Ball mit Ihnen.

Die schöne Hand ward geküßt, und das Versprechen angenommen! Der Tag erschien — ein trüber wolkigter Tag, denn er sollte den armen Mädchen Ehre, Ruhe und Unschuld kosten.

Die Verführer waren es endlich müde, länger die Heuchler zu spielen. Die Stunde kam;

wo sie in ihrer wahren Gestalt hervorzutreten gedachten. Der Ball war mit sehr zweideutigen Frauenzimmern besetzt. Das wußten Erchen und Suschen freilich nicht, sie suchten in allen Gesichtern die reinste Tugend, und fanden sie, denn den Reinen ist ja alles rein.

Da sie beide gern tanzten, und in dieser Kunst sehr große Fortschritte gemacht hatten, so kamen sie nicht sehr vom Platze. Suschen besonders schien heute den Becher der Freude bis auf die Hefen leeren zu wollen. Das bemerkte Adler mit Wonne. Als sie sich durch einen Walzer ziemlich stark erhitzt hatte, und die entzündete Leidenschaft das Blut mit todten Wünschen erfüllte, winkte ihr Adler. Sie flog auf ihn zu, und legte ihre Hand traulich auf seine Schulter.

„Kommen Sie einen Augenblick mit mir in jenes Kabinett, sagte Adler, Sie müssen ein Glas Punsch trinken!"

Suschen argwohnte nichts arges, und folgte ihm.

Sie traten in ein anstoßendes Gemach, und Suschen nahm die Larve ab. Das Kabinett war mit einem Bette versehen. Vor dem Bette

stand ein Tisch mit Punschflaschen und Gläsern. Suschen trank heftig, und Adler, der die Thüre wohl verwahrt hatte, um eine Ueberraschung zu verhüten, nöthigte sie zu immer noch stärkern Portionen. Das unglückliche Mädchen, das den Abgrund nicht sah, an welchem sie stand, ließ sich von der Freude überlisten, gab Küsse um Küsse, und verhinderte Adlers Hand, wenn sie die verstecktesten Reize suchte. Da Suschen es litt, so ward Adler noch dreuster. Er überschüttete sie mit Schmeicheleien und Küssen, zog sie aufs Bett nieder, und da die empörte Leidenschaft schwieg, ihre brennenden Wünsche Befriedigung heischten,

so schwoll ihr das Herzchen, so schwoll ihr die Brust
so wurde vom glühenden Hauche der Lust
die Unschuld zum Tode vergiftet. *)

Suschen hohlte tief Athem, als sie ihr größtes Kleinod vermißte, dennoch kam sie noch nicht zur Besinnung. Sie umarmte ihren Adler eben so inbrünstig, als vorher, und glaubte seinen Versicherungen, er werde sie bald als sein Weib umarmen, eben so eifrig. Sie gien-

*) Bürgers Worte, in dem Gedichte: „Di Tochter des Pfarrers von Taubenhain."

gen auf den Saal zurück, Suschens Auge durchirrte die Reihen, sie vermißte ihre Schwester, und M** ließ sich aber darüber in keine Betrachtungen ein, riß Adler wie wüthend mit sich fort, und durchhüpfte an seiner Seite den Saal. Der Tanz war kaum vorüber, als sie einen neuen begann. Erchen, die mit ihrem Verführer zurückgekehrt war, mischte sich unter die Tanzenden, aber sie war nicht fähig, ihrer vorige Unbefangenheit hervorzuzaubern, der Leichtsinn schwand aus ihrem Herzen über eine That, die sie mit Suschen in eine Klasse warf. Auch sie war gefallen. Ihr größtes Kleinod, das die Mädchen zu Engeln macht, war dahin, war ein Raub der Verführung geworden. Der Ball war spät zu Ende. Die Gesellschaft, die sich schon fünf Stunden früher demaskirt hatte, gieng aus einander, und die beiden Schwestern, die itzt einerlei Schicksal verband, ergriffen ihre Enveloppen und wollten nach Hause gehen. Adler hielt sie zurück. Schon röthete sich der Morgen. Er öfnete das Fenster, und gab ihnen Gewisheit.

„Nun müssen sie bleiben, sagt er, wir nehmen im Garten des Hauses ein Frühstück ein, und feiern nach einer süß zurückgelegten Nacht einen noch süßern Morgen!“

Suschens Leichtsinn verstand das dunkle dieser Worte nicht, desto besser Erchen. Suschen großes blaues Auge lächelte — Erchen schlug das ihre zu Boden, und eine hohe Flammenröthe, die halbverloschene Röthe der Unschuld, überzog ihr Gesicht. Dennoch ließ sie sichs gefallen, ergriff M*s Arm, und schlenderte mit ihm in den Garten. Das andere Pärchen folgte.

Hier stand ein artiges Lusthaus mit allen Bequemlichkeiten geschmückt. Diß Haus ward geöfnet, und enthielt zwey Kabinetter. Adler nahm von dem linken Besitz. M** stieg eine Treppe höher. Erchen verbat sich die Ehre, und meinte, daß es doch wohl besser wäre, wenn man beisammen bliebe? M** runzelte die Stirne, und tadelte ihren Argwohn.

Erchen zog ihn bei Seite: „Wie? sagte sie, Argwohn? Wie kommen sie auf diß Wort? Um Gottes willen, wenn erst Argwohn unter uns den Saamen der Zwietracht ausstreuet, wenn eins von dem andern sich nichts gutes versieht, wenn Sie glauben, daß ich von Ihnen böses denke. . . dann gute Nacht Glückseeligkeit, Ruhe, Frieden, gute Nacht ihr alle meine Hofnungen, denen ich mit kindischen Vergnügen zugethan war.“

Sie stürzte mit Thränen in den Augen aus dem Hause in den offenen Garten, und M** sprang ihr nach. Er traf sie unter einer Platome. Sie wiegte ihr Haupt in der hohlen Hand, und blickte auf eine von dem Wurme zerstochene Birne, die der Wind von einem nahestehenden Baume auf die Rasenbank geschleudert hatte. M** nahm neben ihr Platz, und ergriff ihre Hand.

M. Erchen! wie so verändert bist Du?

Erchen. Merken Sie das auch?

M. Wie sollt ichs nicht, da Deine vorige Heiterkeit. . .

Erchen. Und darüber wundert sich Herr von M**? Ja wohl bin ich verändert! Vor zehn Stunden noch war ich ein unschuldiges Mädchen, itzt (laut weinend) bin ich dieser Birne ähnlich. Meine Tugend ist zerstochen vom Wurme des Todes.

M. Erchen, warum überlässest Du Dich so schwarzen Gedanken?

Erchen. Weil die Zukunft, in die ich blicke, schwarz ist, weil ich fühle, daß ich nie

wieder heiter werden kann, wenn Sie der Nichtswürdige sind, für den, nicht mein leichtgläubiges Herz, wohl aber meine zweifelnde Vernunft Sie hält.

M. Du beleidigst mich, Erchen.

Erchen. Gebe das Gott! Ich habe dann noch immer Kräfte, es Ihnen abzubitten. Sie haben mich ja noch weit abscheulicher beleidigt. Sie haben mir den Kranz der Unschuld geraubt. Geben Sie mir ihn wieder, und ich gehe nach S** zurück, und werde wieder meines Vaters Magd. Dort findet sich vielleicht noch ein ehrlicher Bauer, der sich meiner erbarmt, wenn ein reicher Stadtherr sein Herz für mich zu verschließen drohet.

M. Thu ich denn das? Hast Du nicht mein Herz?

Erchen. Ich glaub es nicht. Besäs ich Ihr Herz, so würden Sie mir es am Altare Gottes, als Unterpfand Ihrer Treue, gegeben haben. Sie hätten dann nicht den Frieden meiner Seele gemordet, Sie hätten mich nicht auf der Liebe glättestes Schwindeldach geschwatzt. Nun steh ich oben, und . . . meine zerstöhrte Unschuld wirft mich herab in die Tiefe, in den bodenlosen Abgrund meiner Schande.

M**s Geduld brach. Seine Zunge war gewohnt, nur mit Schmeicheleien zu tändeln. Itzt sollte Sie trösten, das vermogte Sie nicht, weil Ihr Besitzer den Frühling der Unschuld genossen hatte. Der rauhe Winter nahte sich, und er zog sich zurück. Ohne Gleichniß zu reden . . . M** ward finster, und schwieg. Erchen sah ihn von der Seite an, und seufzte. Dann brach sie in neue Thränen aus, sprang auf, und entfernte sich! M** blieb sitzen, und folgte ihr nicht. Diß zerriß dem armen Mädchen vollends das Herz.

Suschen, deren unerschöpflicher Leichtsinn nicht wich, benahm sich ganz anders. Sie vermißte ihre Schwester nicht, und glaubte, sie wäre mit M** in den Garten spazieren gegangen. Adler benutzte ihre Schwäche wiederhohlt, und genoß den Becher der Freude, daß auch kein Tropfen auf dem Boden zurückblieb. M** kam itzt finster und mürrisch zurück. Suschen hüpfte auf ihn zu, und zog ihn vor einen Spiegel, ohne ein Wort zu sagen.

M. Nun, was soll das?

Suschen. (lachend) Sind Sie denn blind?

M. Warum denn?

Suschen. Sehen Sie denn nichts?

M. Mein Gesicht seh ich im Spiegel.

Suschen. Und welch ein Gesicht? Huh, schwarz und mürrisch, wie mein Bärmuff.

M** lachte über die Schalkheit des Mädchens, und seufzte: „Ach! wenn doch Deine Schwester Erchen gleich mit Dir dächte! Du bist die wahre Tochter der Freude, sie eine übellaunische Matrone, die mit der lieben Sonne zankt, weil sie ihr ins Gesicht scheint."

Suschen. Wo ist sie denn?

M. Sie irrt im Garten umher, und macht Kalender.

Suschen. Da thut sie sehr Unrecht. Im Alter, wenn die Brille uns auf der Nase sitzt, ists Zeit genug, den Kalender herbeizuholen.

Adler ließ ein Frühstück auftragen, und Suschen trank eine Tasse Chokolate nach der andern, um sich — Muth zu trinken. Sie wartete mit Ungeduld auf ihre Schwester, aber sie

kam nicht. Erchen hatte schon lange den Garten verlassen, M** sas auf den Sofa, und fieng Grillen. Noch war er nicht so sehr Bösewicht, daß er die nachdrücklichen Worte Erchens nicht zu Herzen hätte nehmen sollen? Man trennte sich endlich, und Adler führte Suschen nach Hause.

Sie fand die Thür ihres Zimmers verschlossen, und klopfte an. Erchen öfnete mit rothgeweinten Augen. Adler nahm Abschied, und Suschen trat ein.

Suschen. Nun? und Du schwimmst in Thränen?

Erchen. Ach! Suschen!

Suschen. Ist das ein Gesicht nach der Feier meines Geburtstages?

Erchen. (in Thränen ausbrechend, und sich an das Herz ihrer Schwester werfend.)

Suschen. Mein Gott! warum weinst Du denn?

Erchen. O! ich möchte mich ins Grab hinab weinen.

Suschen. So sprich doch, warum denn?

Erchen. O! ich bin ein elendes, unglückliches, verworfenes Geschöpf!

Suschen. (erstaunt) Du? Mein Gott! Erchen! hast Du denn jemand etwas gestohlen?

Erchen. Ach! Mir hat man alles gestohlen!

Suschen. Dir? Was denn?

Erchen. (laut weinend) Meine Ehre, meine Unschuld, ach! den Frieden meiner Seele!

Suschen. (verlegen) So?

Erchen. Dein So, Suschen! schneidet Wunden in mein Herz. Es sagt mir, daß Du mir Vorwürfe machst, daß ich Deine Liebe verliehren werde, daß Du mich als eine Buhlerin hassest.

Suschen. Du irrst Dich, Schwesterchen! Ich darf Dir keine Vorwürfe machen. Denn wenn ich nachdenke, so ist bey mir der nämliche Fall eingetreten, wie bei Dir. Du

hast Ehre, Unschuld und Frieden verlohren...? grade das fehlt mir auch.

Erchen. Wie? Schwester? Um Gottes-willen?

Suschen. Erleichtert das Deine Last, da Du eine Gehülfin findest?

Erchen schritt nachdenkend im Zimmer auf und nieder. Sie blickte in die Zukunft, und schauderte zurück, sie sah auf ihre Schwester, und die Gedanken vergiengen ihr. Dann ergriff sie ihre Hand, sank an ihren Busen, und sagte: „Suschen komm laß uns fliehen."

Suschen. Wie? bist Du rasend? Träumest Du?

Erchen. Wir sind betrogen, wir sind beide schändlich hintergangen worden.

Suschen. Das ich nicht wüßte...

Erchen. Noch bist Du verblendet? Siehst Du nicht, daß mans darauf angelegt hat, uns zu betrügen? Suschen! Dein Leichtsinn kränkt mich tief.

Suschen. Weißt Du denn das gewiß, daß man uns betrogen hat? Warte doch das Ende ab. Unsere Liebhaber haben uns die Ehe versprochen. Adler wenigstens hält Wort, darauf wett ich. Deinen M** habe ich gleich anfangs nicht recht getraut. Er läßt immer so viel tückische Blicke schießen, die mir nicht gefallen. Stelle Deine Unschuld neben die Unschuld Deiner Schwester. Es ist wahr . . . die Tugend ist ein großes Kleinod. Wollen wir uns aber den Kopf abreißen, wenn sie uns jemand stiehlt? Wie viele Mädchen giebt es nicht in der Welt, die diß Kleinod nicht mehr besitzen, und sie schwimmen mitten in Wonne, sie sind dick und fett! Laß uns auch so denken! Nimmt Dich Dein M** zum Weibe, so ist nichts geschehen, so geht alles in altem Gleise. Du bist so ehrlich und reich, wie vorher! Sieh! das ist mein Catechismus!

Erchen dachte nach, und fand viel schwankendes in diesen Grundsatzen. Ihre Aeltern standen im Geiste vor ihr, und rangen die Hände, machten ihr Vorwürfe, und . . . starben vor Gram.

So vergieng wieder einige Zeit. Adler und M** setzten ihre Besuche ununterbrochen fort. Der letztere hatte Erchen durch neue,

schönklingende Floskeln zu täuben gesucht, aber nur auf kurze Zeit. Sie peinigte ihn mit beissenden Vorwürfen, sie drohete, sie bat, sie heischte den Ersatz ihrer Ehre . . . die Trauung. M** machte Ausflüchte, und da sie ihm endlich allen Genuß entzog, blieb er gar weg. Erchen schickte nach ihm. Der Bediente kam zurück, und meldete, daß der Herr von M** auf einige Tage nach J** verreiset wäre. Das war ein Donnerschlag für sie.

„Wie? rief sie, und die hellen Thränen liefen über ihre Wangen, Er ist verreißt, und ohne von mir Abschied zu nehmen? Das ist unerhört!"

Sie weinte den ganzen Tag, und warf sich im Bette hin und her, ohne zu schlafen. Ganz anders betrug sich ihre Schwester Suschen. Zwar war sie wohl nicht mehr so freundlich, als vorher, sie trällerte und lachte nicht mehr, aber sie weinte doch auch nicht, und wenn Adler zugegen war, so zwang sie wenigstens ihren Blick zur Gleichgültigkeit. Erchen beneidete sie oft darum.

„Wie glücklich bist Du, Suschen! sagte sie eines Abends. Du bist elend, wie ich, und fühlst es nicht. Du hast alles verlohren, gehst Deiner Schande mit Riesenschritten entgegen, und bist gleichgültig. Ach! wenn ich doch mei-

nem Tobias treu geblieben wäre! Jetzt wär ich vielleicht nicht so klug . . aber doch ein braves Weib. Wo ist nun die Stadtdame? Tobias hatte Recht, wenn er sagte: „Ich bin ein Bauer, kein Kaiser, aber ich kann es werden!“

So schwatzte Erchen noch eine ganze Seigerstunde weg. Suschen antwortete nicht sonderlich viel darauf, und schlief über ein Bändchen Gedichte ein, das ihr Adler mitgebracht hatte.

Eines Morgens ließ sich die Kriegsräthin melden. Sie ward sogleich angenommen. Muhme Dore trat in einem kurzen, kattunenen Kontusch herein, eine Kleidung, die gegen die ehemalige Tracht sehr abstach. Die Mädchen erschraken, und wichen betreten zurück. Dore lachte, und übergab der Aeltesten einen Brief: Suschen entfaltete das Papier, und las:

„Liebe Dore! Deine Rolle ist ausgespielt. Ich sende Dir hier noch funfzehn Dukaten zum Douzeur. Die Mädchen suche sobald als möglich los zu werden. Ich werde jede noch mit etwas bedenken, damit sie nicht nöthig haben, Klage gegen mich zu führen. J* den —

Friedrich von M**.“

Suschen ahnete, dennoch verstand sie den Brief nicht.

Sie. An wen ist der Brief?

Dore. An mich.

Sie. Ist denn der Herr von M** nicht Ihr Bruder?

Dore. Nein!

Sie. Sie sind also keine Kriegsräthin?

Dore. Nichts weniger, als das.

Sie. Was sind Sie denn?

Dore. Ich lebe von solchen schönen Gesichtern, als ich jetzt vor mir sehe, und von gutwilligen Narren. Die Wollust füttert mich, und die gemeinen Leute nennen mich eine . . . Kupplerin! Die beiden Mädchen standen wie ein paar Bildsäulen vor der Alten. Erchen sank endlich erschöpft auf einen Sessel nieder. Ihre Lippen bebten, jede ihrer Nerven zitterte. Suschen war stärker, als sie. Sie blitzte die Alte mit funkelnden Augen an, krümmte die Finger ihrer rechten Hand, um die Folgen der Wollust mit leserlicher Schrift in ihrem Gesichte abzudrücken.

Dore war das mahl klug genug, den Angriff nicht abzuwarten. Sie nahm die Flucht, und wir — Abschied von ihr.

Suschen sandte, so bald sich die Alte entfernt hatte, nach dem Herrn von Adler. Adler kam nicht, statt seiner brachte ein fremder Kerl ein verschlossenes Kästchen mit folgendem Schreiben:

„Sie vergeben mir, liebes Suschen! daß ich ohne Abschied von Ihnen gieng. Wenn ich Sie wiedersehen werde, weiß ich nicht. Mich fesseln Geschäfte in O**. Sie werden wohl thun, wenn Sie in Ihr väterliches Haus zurückkehren. Beiliegende Biguterien nehmen Sie als ein kleines Geschenk von mir an."

„Carl von Adler."

„Der Verräther!" rief Suschen ganz außer sich, und stampfte für Wuth mit dem Fuße. Sind das seine Schwüre?

Sie wandte sich gegen Erchen:

„Du hast Recht, sagte sie, wir sind betrogen. Die Elenden haben uns verlassen. Denn Dein schöner M** ist eine eben so nichtswürdige Kanaille, als der saubere Herr von Adler.

Doch hat er vollkommen Recht; am besten ists, wir packen zusammen, und gehen wieder nach F** zurück."

Erchen willigte ein, und noch an diesem Tage bestellten sie einen Wagen, der sie in ihr väterliches Dorf zurückbringen sollte. Schon sahen sie die Kuppel des Kirchthurms von ferne, als ihnen das Herz zu pochen began. Nachbar Tobias stand an der Pforte, als der Wagen vorüber rollte. Erchen erblaßte, und schlug die Augen nieder. Sie konnte den ehrlichen Tobias nicht ansehen. Suschen heuchelte noch einmahl den alten, nun halb verloschenen Glanz ihres Humors. Sie nickte ihm freundlich zu, und Tobias dankte höflich, aber kalt. Als die Kalesche vor dem väterlichen Hause stille stand, kam F* selbst heraus, und hob seine Kinder aus dem Wagen. Erchen hüpfte jetzt nicht in das Haus zurück, aus dem sie vorher so fröhlig gegangen war. Suschen wankte hinterdrein, und herzte die Mutter in der Stube.

„Ihr wollt uns gewiß einmahl besuchen?" sagte Vater Siegmund.

Erchen. Ja! Vater!

Suschen. Das wollen wir. Wir sind das Stadtleben satt und müde, und wenn Ihr

denkt, daß es gut gethan sey; so bleiben wir ganz bei Euch.

Mutter und Vater machten große Augen.

„Das hat einen Haken!“ murmelte F*.

Die Mutter erblaßte, je mehr sie ihre Töchter anblickte. Der Vater hatte das fein durchblickende, scharfsehende Auge nicht. Die Wangen ihrer Töchter waren bleich, ihre Augen matt, und — ihre Leiber hoch emporgeschwollen. Sie schickte, um mit ihnen allein zu sprechen, den Alten unter einem Vorwande weg, und nahm Erchen und Suschen in die Presse.

Sie. Kommt her Kinder! itzt sind wir mutterseelen allein, sagt mir ohne Hinterhalt, was fehlt Euch? Auf Euren Herzen schwebt ein Geheimniß. Seid Ihr krank?

Erchen. (weinend) Ach! liebe Mutter!

Sie. Du weinst? Thränen hindern Dich am Reden? Sprich Du, Suschen! was fehlt Euch?

Suschen. Ach! viel, liebe Mutter!

Sie. Es fehlt Euch viel — Ihr weint... Wenn ich das alles so mit dem Stadtleben zu-

sammenstelle, was kommt da heraus? O! Kinder! ich seh es an euren Gesichtern, ihr seid zum Tode krank.

Sie stand auf, und Erchen rang die Hände. Erchen gieng ihr nach, und weinte, Suschen blieb in der Ecke des Zimmers stehen, und zählte die Fensterscheiben. Dann warf sie sich an den Mutterbusen und rief schluchzend:

„Ach! liebe Mutter! vergebt uns, vergebt den Gefallenen. Wir beide sind durch schändliche List verführt worden. Wir beide sind schwanger.“

Diese Nachricht zerriß der leidenden Frau das Herz. Sie sah ihre Töchter mit stummen Schmerz an, wollte helfen, und war zu schwach. Endlich brach sie in Thränen aus, Erchen und Suschen schluchzten laut. Bei dieser Szene überraschte sie der Vater.

„Gott im Himmel! was ist das?“ rief er, und faltete ängstlich die Hände.

Mutter. Da sieh Deine Kinder! Mit Ehre giengen sie von uns, mit Schande kommen sie wieder.

Vater. Meine Kinder! Wie, ihr seyd... heiliger Gott! soll ich das noch erleben?

Suschen und Erchen warfen sich auf die Knie vor ihm nieder, und beschworen ihn mit herabquillenden Thränen um Verzeihung. F* sties sie von sich, und sagte, daß er nichts mehr von ihnen wissen möchte! Die Mutter warf sich ins Mittel, und stellte ihm vor, daß ihre Kinder nur einen kleinen, er aber den größern Theil ihrer Schuld trüge.

„Warum ich?" fuhr er mürrisch auf.

Weil Deine Kinder, sagte sie gelassen, nicht so alt geworden sind, wie Du. Und das Alter sagt man, urtheilt von allen Dingen klug und erfahren. Nun hättest Du es besser verstehen sollen, als sie. Du warst Vater, Du warst ein Mann, Du hättest sie nicht sollen in die Stadt gehen lassen.

„Hast Du es nicht auch gewollt?"

Weil ich Deinen Einsichten trauete, weil ich nicht das Haupt des Hauses heiße, weil ich mich nicht für so klug und einsichtsvoll halte, als Dich!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Siegmund F* schwieg still, dachte über das Gesagte nach, und stand auf, um sich zu entfernen. Dann sagte er:

„Ich muß einwilligen, ich mag wollen, oder nicht. Gut dann, bleibt, aber eins beding ich mir aus. Verbergt Eure Schande, so viel als möglich. Denn sollte sie im Dorfe ruchbar werden, so kostet mich das mein Leben. Ich habe zu viel Rühmens von euch gemacht, ich habe eure Lage in der Stadt zu sehr herausgestrichen, daß man mich nun verlachen und mit Hohn verspotten muß, wenn eine Silbe von eurem Zustande ruchbar wird.

Die Mädchen versprachen das um ihrer eignen Sicherheit willen, sehr gern, und lebten ruhig und still im väterlichen Hause.

Im Dorfe ward davon viel und mancherley gesprochen. Mancher munkelte etwas vorlaut von dem Herrn von M* und der listigen Kriegsräthin. Erchen hörte das, und schämte sich. Und wenn dergleichen vor F*s Ohren kam, so biß er vor Wuth in die Lippen, und stampfte mit dem Fuße.

Erchen saß eines Morgens am Fenster. Da gieng ihr gewesener Liebhaber Tobias vorüber.

Sie wollte eben das Fenster zu drücken, als sie sein Gruß erreichte. Sie dankte ihm höflich, und Tobias blieb stehen.

Er. Nun, Erchen! schon so bald zurück, aus der Stadt?

Erchen. Wie Er sieht.

Er. S' hat Ihr gewiß nicht gefallen?

Erchen. Es ist so.

Er. Mir möchte es wohl auch schwerlich gefallen. Ich lobe mir das Dorf.

Erchen. Er hat Recht.

Er. Darum will ich auf dem Dorfe leben und sterben! S' giebt bei uns auch Vergnügungen. Die Städter haben sie nicht allein gepachtet. Zum Beispiel auf dem Mittwoch haben wir hier eine Hochzeit.

Erchen. So? Wer ist denn das Brautpaar?

Er. Ich und Niemeiers Magdalene,

Erchen ward roth. Sie konnte Tobias nicht mehr ansehen. Schnell brach sie ab, und schlos das Fenster.

Auf diese kleine Rache hatte Tobias lange gelauert. Itzt gieng er mit hohem Triumph im Herzen in seine Wohnung.

Endlich nahte sich der Tag von Erchens und Suschens Entbindung. Der alte F* erzählte im ganzen Dorfe, daß seine Töchter bald verreisen würden, um ihr schnelles Verschwinden zu entschuldigen. Auf einmahl waren die Mädchen verschwunden. Viele, und besonders ihre Nachbaren glaubten die Fabel — aber sie lagen beide oben in der Kammer, kreißten, und gebahren zwey bildschöne Knaben. Diß geschah morgens um drey Uhr. Der Vater war gegenwärtig, als Anne Wehmutterstelle vertrat. Die Entbindung gieng glücklich von statten. Mütter und Kinder befanden sich wohl. Aber der alte F* lief fast gegen die Wand, so sehr erbitterte ihn der Vorfall. Er hatte die Körper der Mädchen mit lauter nachtheiligen Medikamenten überschüttet, und davon zur Folge, todte Kinder erwartet. Diß geschah nicht. Er sann also auf andere Mittel, sich die armen Geschöpfe vom Halse zu schaffen. Ein teuflischer Gedanke durchzuckte sein Gehirn.

„Wie? sagt er zu sich selbst, wie wenn du die Kinder in die Elbe trügest? Kein Mensch im Dorfe weiß etwas davon. Deine Töchter müssen reinen Mund halten, oder sie blamiren sich selbst. Sind ihre sechs Wochen zu Ende, so sind sie rein und unschuldig, wie vorher, und ich bin gerettet, ich, und meine Ehre!“

Anfänglich schauderte sein väterliches Gefühl. „Kindermörder!“ schrie eine Stimme in seinem Innern, sie schwieg aber, als er alle Seiten von Ehre und Schande reiflich überlegte, und . . . der erste Entschluß siegte.

Als er wieder in die Kammer kam, saß die Mutter am Bette, und ließ bange Thränen des Kummers auf die Säuglinge fallen.

„Es sind Früchte des Unglücks, sagte Mutter F*, aber unschuldige Würmer. Wir wollen sie in Zůchten und Ehren erziehen, und ihnen, wenn sie gros werden, den Fehltritt ihrer Mütter als einen Spiegel vorhalten!“

Er. Da würdest Du Dich nur versündigen. Besser, wir verhüten das. Ich habe schon ein Plänchen ausgedacht, das mir besser gelingen soll.

Mutter. Nun? und dieser Plan heißt?

Er. Ich gebe die Kinder in die Ziehe.

Mutter. Aber das wird Geld kosten?

Er. Es koste, was es wolle. Besser ists, wir kaufen uns von der Schande mit dem erübrigten Gelde los, als daß wir das Geld rosten lassen im Kasten, und füttern die Schande. Also fort . . . je eher je lieber! Laß mich dafür sorgen. Ich habe ein Weib in der Nähe ausgemacht, das die Kinder säugen soll.

Die Töchter fragten, wer das Weib sei, wie es hieße? Aber F* gab darauf keine Antwort, nahm die Kinder, wie sie so eingewickelt da lagen, und trug sie fort. Aengstlich streckten Erchen und Suschen die Hände nach ihren Säuglingen aus, sie ahnten gleichsam ihres Vaters Bosheit, und winkten der Mutter, daß sie ihm nachgehen mögte. Sie that das auch, aber schon kam sie zu spät. F* sprang mit seiner Beute die Treppe hinab, steckte die beiden Säuglinge in einen Sack, und gieng rasch zum Hause hinans. Als die Alte in die Stube trat, war ihr Mann weg. Sie suchte ihn im ganzen Hause, im Keller, im Hofe, auf dem Boden, kein Siegmund war zu hören und zu sehen. Sie

machte sich lauter sonderbahre Gedanken, ihr Oden floh ängstlich, ihr Herz bebte, sie stürzte in die Kammer ihrer Töchter leichenblas zurück, und erzählte ihnen, was geschehen war. Die Mädchen schrien laut auf.

„Jesus Christus! rief Erchen, wenn er mein Kind mordete!“

Der Gedanke durchgriff sie in seiner ganzen Entsetzlichkeit. Suschen ward bleich, und sank aufs Bett zurück. Die Alte weinte, und rang die Hände.

Indessen war F* mit seiner Beute dem Ufer der Elbe näher gekommen. Der Fluß rollte dicht hinter dem Dorfe. Es war noch früher Morgen, kaum gieng die Sonne auf. Der Hirte war mit seinen Schaafen eben so früh aufgestanden, und begegnete dem Richter, der den Sack unter dem Arme trug. Gern wär er ihm ausgewichen. Die Wege aber waren schmaal verzäunt, und der Hirte zu nahe. Er befürchtete überdem, die Kinder mögten schreien, und ihn verrathen.

Hirte. Wo so früh hin? Herrn Richter!

Richter. An die Elbe.

Hirte. Was trägt er denn da unter dem Arme?

Richter. Ein paar Ferkel. Ich will sie ertränken.

Hirte. Die Sau hat ihm gewiß zu viel geworfen.

Richter. Errathen. Darum will ich den Ueberflus abschaffen. Guten Morgen!

Hirte. Guten Morgen!

F* gieng, und sah sich bisweilen sehr ängstlich um. Das fiel dem Hirten auf. Schon als er mit ihm sprach, schien in seinem Blicke etwas ängstliches und verlegenes zu schweben. Er trieb seine Heerde näher der Elbe zu, um den Richter zu beobachten, und lauschte in einem Gebüsche, von wo aus er alles übersehen konnte. Als der Richter die Elbe erreichte, fiengen die Kinder, auf deren zarten Körperbau die Morgenluft sehr schmerzhaft wirkte, heftig zu schreien an. Der Hirte horchte hoch auf, und sprang, als er vermuthete, was hier vorgehen möchte, durchs Gebüsche, um die Unschuldigen zu retten. Aber in eben dem Augenblicke warf der Richter den Sack ins Wasser, und die Wellen verschlangen

die Kleinen. Itzt stand der Hirte hinter F*, der ihn nicht bemerkt hatte, als er durch die Wiesen sprang.

Hirte. Herr Richter! was hat er da gemacht?

F*. (sich erschrocken umsehend) Ich . . . habe die Ferkel ins Wasser geworfen.

Hirte. Ich hörte ja Kindergeschrey.

F*. Behüte der Himmel! Wo sollte das herkommen?

Hirte. So hab ich wohl falsch gehört.

F*. Vermuthlich.

Hirte. (ablenkend) Ist es denn wahr, daß seine Töchter nicht mehr in der Stadt dienen?

F*. Es ist so.

Hirte. Sind sie denn noch zu Hause?

F*. Nein! sie sind gestern Morgen nach L* gereiset, um eine Muhme zu besuchen.

Der Hirte, der F * s Verlegenheit bemerkte, mit der er jedes Wort aussprach, wandte sich ab, ohne seinem Argwohne Worte zu geben. Sobald der Richter die Gegend verlassen hatte, rief der Hirte seinen Buben, übergab ihm die Schaafe, kehrte dann ins Dorf, und in seine Hütte zurück, und erzählte seinem Weibe, das ihm Verschwiegenheit angelobte, das, was er gesehen hatte. Er gieng dann auf Anratehn seiner Frau zum Gerichtshalter, und gab den Richter als einen wahrscheinlichen Kindermörder an. Der Gerichtshalter, ein strenger gerechtigkeitsliebender, aber dabey menschenfreundlicher Mann, lies die Schöppen kommen, und begab sich mit ihnen in des Richters Wohnung.

Der Richter kam eben an, als seine Frau, die seiner Wiederkunft mit Angst entgegengesehen hatte, die Treppe hinunterstürzte, und ihn mit den Worten entgegen flog:

„Um aller Heiligen willen, Mann! wo hast du die Kinder?“

Er. Ich habe sie versorgt.

„Auf meinen Knieen beschwör ich dich, sage mir, wo sind sie?“

Er. Mach mich nicht ungeduldig! Kurz . . . die Jungen befinden sich wohl, besser, als bei ihren Müttern. Ich verbiete dir aber, dir nichts merken zu lassen.

„Jesus, Christus! du hast die Kinder ermordet!“

Er. Weib, sey keine Närrin!

Die arme, alte Frau weinte, schrie, und rang die Hände trostlos. Sie stellte sich die Lage ihrer Töchter in ihrer wahren Gestalt vor, und schauderte, wenn sie ihren Mann am Galgen erblickte; denn daß dieser Mord, der so gewiß war, als ihre Unschuld wahrhaftig, nicht verborgen bleiben würde, hieß so gut, wie ausgemacht.

Sie gieng in die Kammer ihrer Töchter zurück, um sie zu trösten. Erchen lag ohnmächtig auf dem Bette, und Suschen weinte. Mit Mühe brachte sie die erstere ins Leben zurück.

„Wo ist mein Kind?“ war das erste Wort, was sie stammelte.

Die Mutter stotterte, und wollte eben eine Lüge zu ihrer Beruhigung sagen, als sie von

ungefehr den Gerichtshalter mit den Schöppen durchs Fenster kommen sah. Ein unwillkührlicher Schrey entfuhr ihrem Munde. Dann rafte sie sich empor, schlug die Hände zusammen, und weinte:

„Ach! Jesus! Jesus! mein Mann! Ach ich unglückliches Weib!“

Sie stürzte fort. Als sie in die Unterstube trat, säß der Richter leichenblas im Lehnstuhle, neben ihm standen die Schöppen, und der Gerichtshalter.

Mutter. Herr Gerichtshalter! um Gotteswillen, was wollen Sie?

Gerichtsh. Gut! daß sie kommt, Richterin! Sie wird vielleicht offenherziger seyn, als ihr Mann.

Mutter. Ach! Jesus! was giebts denn?

Sie sank in einen Sessel, und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Richter. Was wollen Sie denn von mir? Herr Gerichtshalter.

Gerichtsh. Offenes Bekenntnis, und Wahrheit. Das Leugnen wird ihm nichts helfen, da seine That bereits am Tage liegt.

Richter. (zitternd) Welche That?

Gerichtsh. Er hat einen Kindermord begangen.

Der Richter fuhr zusammen, und sagte:

„Ach! du lieber Gott! wenn Sie es schon wissen . . . Jesus ja! ich kann es nicht leugnen. Ich habe die Knaben ins Wasser geworfen.“

Die Richterin sank vom Stuhle, und blieb todt. Die Schöppen hohlten den Gemeindediener, und F* ließ sich willig fesseln. Er ward ins Amt nach Torg* gebracht. Als man ihn auf den Wagen hob, sagte er:

„Erbarmt Euch meiner Töchter.“

Diß ward redlich erfüllt. Erchen und Suschen blieb der Vorfall eine kurze Zeit lang verborgen. Als sie aber ihre Mutter, ihren Vater verlangten, und doch keins von beiden erschien, so konnte man ihnen die Wahrheit nicht länger verschweigen. Erchen warf der Schreck,

und das Ende ihres Kindes todt ins Bette nieder. Suschen blieb zwar lebend, aber ihr Verstand war zerrüttet. Sie fantasirte, nannte unaufhörlich den Nahmen ihres Verführers, und starb im Spinnhause. Siegmund F* fand sein Ende auf dem Rade.

Wehe den Verführern!!!

III.

Die schöne Müllerstochter.

(Ums Jahr 1784.)

III.

Die schöne Müllerstochter.

Heinrich W* hatte von seinem Vater die Mühle des sogenannten blauen Thales, ohnweit X* geerbt, und lebte dort als ein Hagestolz mit seinem jüngern Bruder, der ebenfalls den Entschluß gefaßt hatte, nie zu heirathen.

Heinrich stand hoch in den vierzigen, als eines Abends ein Mühlknappe bey ihm einwanderte. W* war ein freundlicher, zuvorkommender Mann, der die Feyerbursche mild und gütig behandelte, und sie auf das beste traktirte, da seine Mühle eine der reichsten im Lande war.

Der Knappe hatte eben sein Mahl verzehrt, als sich W* auf ein kurzes Kanapee warf, das hinter dem Ofen stand, und mit ihm folgendes Gespräch begann:

„Woher des Landes?“

Aus B*! entgegnete der Knappe.

„Aus B*? Hm! . . . bin auch in B* bekannt.“

So? Wen kennt er denn dort?

„Ja! da muß ich etwas weit ausholen. Vor allen Dingen, ist ihm eine Familie Birkholz bekannt?“

Eine Familie Birkholz? rief der Knappe verwunderungsvoll aus. Die muß ich ja wohl kennen, ich bin selbst ein Birkholz.

„Junge! rief W* erfreut, und sprang mit gleichen Füßen vom Kanapee. Plagt Dich der Teufel? Du bist ein Sohn des alten Martin Birkholz?“

Der bin ich!

W* herzte und küßte ihn nach Herzenslust, und ließ nun auftragen, was der Keller vermochte. Dann setzte er sich zu ihm, ermunterte ihn zur Erzählung, und Adam, so hies der Knappe, erfüllte seinen Wunsch. Wie oft ward

nun der ehrliche Martin erwähnt! W* erzählte ihm, daß er in B* so bekannt, wie zu Hause, und dort mit seinem Väter aufgewachsen, sey.

„Ich erinnere mich, sagte Adam, daß mir mein Vater seinen Nahmen nannte, als ich in die Welt gieng. Er schien damahls sehr gerührt zu seyn, und trug mir auf, mich nach Ihn zu erkundigen, ob er noch lebte, wie? und ob Er sich wohl befinde?“

Vollkommen wohl! sagte W*, das siehst Du ja wohl. Diese Mühle kommt mir als dem Erstgebohrnen von Gott und Rechtswegen zu, und mein Bruder hat nur einen Antheil daran, der in 8000 Rthlr. besteht, das Werk selbst, Aecker, Wiesen und Grundstücke sind ganz mein. Doch das bey Seite! Ich rede nicht gern von leiblichen Gütern. Mir schweben noch weit wichtigere Fragen auf den Lippen. Als ich nämlich mit deinem Vater in die B*sche Schule gieng, lebte ein junges Mädchen in dem Hause deines Grosvaters, ein herrliches Geschöpf! Sie war eine Waise, ohne Vater und Mutter, und eine weitläuftige Anverwandte Eures Hauses. Ich hatte das Mädchen herzlich lieb, und sie liebte mich eben so innig. Wir waren immer beisammen, keins konnte ohne den andern leben, und aß Hannchen ein Stückchen Kuchen, so mußte ich die Hälfte davon haben.

Auf einmahl rief mich mein Vater nach Hause. Ich fand da Zerstreuung, und andere Mädchen, vergaß Hanchen, und erbte die Mühle, als er starb. Nun hätte man denken sollen, eine so weitläuftige Wirthschaft, als die meinige, würde ein Weib nothwendig gemacht haben, aber nein! alle Gesichter, die ich im Blauthal sah, gefielen mir nicht, die aus der Stadt noch weniger, und da mir mein Bruder versprach, ebenfalls nicht zu heirathen, so gieng ich den Akkord ein, und behalf mich in der Wirthschaft mit Knechten und Mägden. Aber wenn ich wüßte, daß Hannchen noch ledig wäre, . . . ich der That, ich könnte das, mit meinem Bruder gemachte, Gelübde brechen, und . . .

Sie etwa heirathen? fragte Adam hastig.

„Das könnt ich, und das thät ich gewiß."

Topp! Er soll Hannchen haben.

„Wie? Sie ist noch ledig?"

Sie ist wieder ledig. Ihr Mann ist todt.

„Je so erzähle doch, lieber Adam!"

Adam leistete seinem Wunsche Genüge, und sagte ihm, daß Hannchen lange auf seine Rückkunft gewartet, da sie aber nicht erfolgt sey; so habe sie den Bitten seines Vaters nicht widerstehen wollen, und sey mit einem sehr reichen Tischer in B*, der aber vor kurzem an einer auszehrenden Krankheit gestorben wäre, verbunden worden. Mit diesem Tischer hab' sie eine Tochter gezeugt, die itzt ihr achtes Jahr zurück gelegt habe. Das Kind scheine ein sehr schönes Mädchen werden zu wollen, und die Mutter spaare keine Mühe, sie anständig und nicht nach der gewöhnlichen, bürgerlichen Sitte, zu erziehen.

W* schenkte dieser Erzählung die Summe seiner ungetheilten Aufmerksamkeit, und blieb in Gedanken neben Adam sitzen, der so gleich sein Herz durchblickte. Er begann:

„Wenn Er nach B* zu reisen Lust hat, so geschieht das doch nicht zu Fuße, da Er selbst Pferde und Wagen hat. Ich bin nun sechs Jahr gewandert, und sehne mich nach Hause. Mein Vater weiß nicht, wo ich stecke, ich mögte ihn also einmal Nachricht geben, ihm diese Nachricht selbst bringen. Nehm Er mich mit. Ich will Ihm die Zeit unter Weges mit meinen in der Welt gemachten Erfahrungen kürzen!"

W* sah seinen Bruder von der Seite an, der auf der Ofenbank lag, und der Erzählung von Hannchen mit Fleiß zugehört hatte. Ludwig, so hieß der Bruder, lachte in den Barth, und sagte endlich nach seinem gewohnten Phlegma: „Wenn Du die Kröte nicht vergessen kannst, so nimm sie. Vielleicht gebiehrt Dir Dein Weib einen Stammhalter, und wenn die Rädeschinne nicht ruft, schaukle ich ihn auf meinen Knieen."

„Herzensbruder!" rief Heinrich. Du entlässest mich also meinem Gelübde! Dank, tausend Dank! Gewiß Bruder, ich erfülle keinen Deiner Vorschläge mit größerer Freudigkeit, als den gegenwärtigen. Morgen, Adam! reisen wir nach B*. Es können wohl dreißig Meilen von hier seyn, und eine solche Strecke paßt nicht wohl zu meiner Liebe, aber was hilfts? gereist muß nun einmal werden. Also besser bald, als spat.

Adam war damit sehr wohl zufrieden. Heinrich bestellte sein Haus, übergab seinem Bruder die Mühle und die Feldwirthschaft, ermahnte Knechte und Mägde zur Arbeit und zum Fleiße, und beorderte den Grosknecht, den Wagen einzuschmieren, die Pferde zu putzen, und die Livrey hervorzusuchen.

Mit dem Anbruche des neuen Tages gieng die Reise vorwärts. Der Weg war angenehm, die Witterung freundlich, und Adam gesprächig. Er erfüllte das gegebene Versprechen, und kürzte seinem Begleiter die Zeit sehr angenehm. W* hatte einen ziemlich schweren Beutel mit neuen holländischen Dukaten und harten Thalern zu sich gesteckt, um die Beschwerlichkeiten der Reise zu mildern. Sie behalfen sich unterweges nicht mit bloßer Hausmannskost; und mit dem Biere hielt es Heinrich nie, da die ädle Frucht des Bacchus sein Element war. Zu dem Behufe führt er ein eigenes Flaschenfutter bey sich, weil ihm die traurige Lage der Weinkeller in den Wirthshäusern nicht unbekannt war. Adam hatte auf allen seinen Wanderungen noch nie einen so vergnügten Tag zurückgelegt. Wenigstens bot Heinrich alle seine Kräfte auf, sich für die gute Nachricht, Hannchen betreffend, dankbahr zu bezeigen.

Sie kamen endlich nach B*. Die Mühle seines Freundes lag vor der Stadt in einer sehr angenehmen Aue, die von einem breiten Flusse durchschnitten ward, welcher die Mühle trieb. Adam sprang vom Wagen. Niemand war am Fenster. Aber die Mühle klapperte, und ein fremdes Gesicht, einer von den Knappen trat heraus, und grüßte ihn freundlich.

„Ist mein . . . ist Meister Birkholz daheim?“ fragte Adam.

Knappe. Ja! er ist in der Stube, und ißt eben zur Nacht.

„Seine Frau doch auch?“

Nein!

„Nicht?“

Sie hat schon gegessen.

„Nun gegessen, oder nicht gegessen! Das ist wohl eins!

Der Knappe, der den Grund dieser Bemerkung nicht begriff, schüttelte bedenklich den Kopf, und dachte über dessen Sonderbarkeit nach, fand auch nach reiflicher Ueberlegung, daß zwischen Essen und Nichtessen ein gewaltiger Unterschied sey. Adam wartete seine Reflexionen nicht ab, sondern stürzte in die Stube, an den Hals seiner Aeltern und Geschwister, und vergaß darüber seinen ehrlichen Heinrich, der indessen auf dem Wagen sitzen blieb, um die Grille eines solennen Empfanges zu befriedigen. In der Stube fielen Küsse, Thränen, Fragen und

Schmeicheleien. Jung und Alt, gerieth in Thätigkeit, besonders schloß Mutter Birkholz Küch und Keller auf, gab ihre Schinken und ein paar Kannen sechs und sechziger Preiß, um die Gurgel ihres Söhnchens zu erquicken. Heinrich saß noch immer auf den Wagen, und harrte des Empfangs. Endlich, da ihm der Spaas zu lange dauerte, erhob er seine Stimme:

„Holla, ihr Ziegeunervolk! soll denn ein ehrlicher Kerl unter freiem Himmel übernachten? Ich komme zwar nach Sonnenuntergang an, aber ihr müßt mir doch ein Nachtlager geben, oder euch soll alle der Henker holen!"

Adam erwachte aus dem Traume, in den ihn die Liebe der Seinigen gelullt hatte, und die Stimme Heinrichs erreichte sein Ohr. Er sprang auf, und rief:

„O! ich unbesonnener, ich undankbarer Thor! Hab ich da meinen besten Freund auf dem Wagen sitzen lassen."

Alle. Deinen Freund? Auf dem Wagen?

Er. Freilich.

Alle. Wo ist er denn? Bist du nicht allein, und zu Fuße gekommen?

Er. Nein! Laßt mich nur gehen, ich komme gleich wieder.

Alle folgten ihm. Als Adam heraus trat, sagte Heinrich:

„Je du Wetterjunge, hast Du mich denn mit Strumpf und Stiel vergessen? Nun kann ich ein paar Bouteillen Malagga mehr trinken, um das erstarrte Blut wieder durch einanderzujagen, denn die Nachtluft ist verdammt kühl.“ Der alte Birkholz konnte das alles nicht räumen, und schüttelte bedenklich den Kopf. Die Mutter stand neben ihm, und folgte seinem Beispiel, und sah Heinrich voller Verwunderung an, da er so gemein und zutraulich mit ihrem Sohne sprach. Ihre Neugierde war groß . . . ihr Erstaunen noch größer, als sie ihn bei Lichte besah, und einen hübschen, in das feinste Tuch gekleideten Mann erblickte. Ihr Kopfschütteln verband sich noch immer mit dem ihres Mannes, beide folgten dem Fremden ins Zimmer.

Heinrich. Na, guten Abend, Kinder!

Alle. Sei Er uns schöne willkommen!

Adam. Wer ist das Vater?

Heinrich. Kennt Ihr mich nicht mehr?

Adam. Seht ihn nur recht an!

Heinrich. Von oben bis unten! Es muß doch wenigstens ein Haar an mir seyn, das Euch an die alten, vergangenen Zeiten erinnern wird.

Man rieth und sann, und keiner kam auf die Spuhr. Endlich trat der alte Birkholz näher hinzu, führte Heinrich an den brennenden Kamin, und rieb sich die Augen.

„Je nun, sagte er, die Nase ists, das blaue Auge auch, wenn ich mich nicht ganz trüge, so bist Du Vetter Heinrich aus . . ."

„Blauthal!" rief W* freudig aus, streckte seine Arme nach ihm hin, und drückte den alten, ehrlichen Birkholz an sein freundschaftliches Herz.

Alles gerieth nun aufs neue in Freude, Wonne und Thätigkeit. Es ward erzählt, gezecht und gelacht, daß die alte Mühle einzustürzen drohete. Man setzte sich zu Tische, aß, und war fröhlich. Auf einmahl rief Heinrich:

„Aber ich bin nicht werth, daß mich die Erde trägt, und so viele frohe, gute Menschen um mich herum sitzen. Ich reise dreißig Meilen weit, und sage Euch nicht einmahl die Ursache.“

Vater Birkholz. Darnach hab' ich Dich schon lange fragen wollen.

Heinrich. Nun? und warum hast Du's nicht gethan?

V. B. Weil ich's vergessen habe.

Heinrich. Ei! über das wichtige Warum! Nun so hört denn: Ich will heirathen.

V. B. Du bist noch ledig? — Fast möcht ich rathen!

Heinrich. Ja! Alter! rathe nur, Du bist auf der Spuhr.

V. B. Hannchen . . .

Heinrich. Herzens Birkholz! das ist der Nahme, der mich mit Entzücken erfüllt.

„Das ist mir lieb!" sagte Birkholz, so werden doch am Ende noch Hannchens Wünsche erfüllt, die sie oft und sehnlich äußerte.

Heinrich. Sie ist Wittbe?

V. B. Und was für eine Wittbe? Lauber, so hies ihr Mann, war reich, und erbte vor einigen Jahren gegen sechstausend Thaler. Sie kauften sich dafür ein schönes Haus, fette Fluren und Aecker. Sie hat das einzige Mädchen, die kleine Marie. Die wird nun einmahl Erbin des ganzen großen Vermögens.

Heinrich. Rede mir nur nicht von ihrem Gelde. Was geht mich denn ihr Geld an? Ich verlange ihre Person, und weiter nichts. Den ganzen Abend ward von Hannchen gesprochen. Heinrich nannte nur sie, und gab dem Alten öfters Gelegenheit, ihre Tugenden zu wiederhohlen. W* konnte kaum den andern Morgen erwarten. Sie wohnte in der Stadt. Sogleich ward ein Bote abgesendet, die reiche Wittbe zu einem Besuch vorzubereiten. Der Bote kehrte schneller zurück, als man gedacht hatte, und brachte die kleine Marie mit.

V. B. Schon wieder zurück, Elis?

„Ist mein . . . ist Meister Birkholz daheim?“ fragte Adam.

Knappe. Ja! er ist in der Stube, und ißt eben zur Nacht.

„Seine Frau doch auch?“

Nein!

„Nicht?“

Sie hat schon gegessen.

„Nun gegessen, oder nicht gegessen! Das ist wohl eins!

Der Knappe, der den Grund dieser Bemerkung nicht begriff, schüttelte bedenklich den Kopf, und dachte über dessen Sonderbarkeit nach, fand auch nach reiflicher Ueberlegung, daß zwischen Essen und Nichtessen ein gewaltiger Unterschied sey. Adam wartete seine Reflexionen nicht ab, sondern stürzte in die Stube, an den Hals seiner Aeltern und Geschwister, und vergaß darüber seinen ehrlichen Heinrich, der indessen auf dem Wagen sitzen blieb, um die Grille eines solennen Empfanges zu befriedigen. In der Stube fielen Küsse, Thränen, Fragen und

Schmeicheleien. Jung und Alt, gerieth in Thätigkeit, besonders schloß Mutter Birkholz Küch und Keller auf, gab ihre Schinken und ein paar Kannen sechs und sechziger Preiß, um die Gurgel ihres Söhnchens zu erquicken. Heinrich saß noch immer auf den Wagen, und harrte des Empfangs. Endlich, da ihm der Spaas zu lange dauerte, erhob er seine Stimme:

„Holla, ihr Ziegeunervolk! soll denn ein ehrlicher Kerl unter freiem Himmel übernachten? Ich komme zwar nach Sonnenuntergang an, aber ihr müßt mir doch ein Nachtlager geben, oder euch soll alle der Henker holen!"

Adam erwachte aus dem Traume, in den ihn die Liebe der Seinigen gelullt hatte, und die Stimme Heinrichs erreichte sein Ohr. Er sprang auf, und rief:

„O! ich unbesonnener, ich undankbarer Thor! Hab ich da meinen besten Freund auf dem Wagen sitzen lassen."

Alle. Deinen Freund? Auf dem Wagen?

Er. Freilich.

Alle. Wo ist er denn? Bist du nicht allein, und zu Fuße gekommen?

Elis. Bin nicht bei der Laubern gewesen. Mariechen begegnete mir unterweges, und meinte, daß die Anmeldung eines Besuches unnütz wäre. Ihre Mutter könnte davon keinen Gebrauch machen, weil sie diese Nacht sehr krank geworden wäre.

Heinrich saß hinter dem Kaffeetisch, und musterte das niedliche Geschöpf, das ihre Mutter an Schönheit weit übertraf. Bei dem Worte: „Krank", fuhr er hoch in die Höhe.

„Wie? rief er, krank ist sie? Mein Gott! setzt' er ängstlich hinzu, es wird doch nicht zum Tode seyn?

Marie blickte den fremden Mann mit grossen, starren Augen an, und freuete sich in stillem, daß er so viel Antheil an dem Schicksal ihrer Mutter nähme. Sie fragte ihren jungen Vetter heimlich, wer der Mann wäre? Sie erfuhr seinen Nahmen, mit ihm aber leider! die Entschleierung des Geheimnisses nicht. Indessen sprang sie fort, und berichtete das alles der Mutter wieder, die darüber weiter nachsann. Allein sie konnte sich die Erscheinung des Fremden, wer? und was? er sey, eben so wenig erklären.

Heinrich machte sich nun troz der Krankheit auf, einen Besuch bei ihr abzulegen. Der alte Birkholz begleitete ihn. In B* hatte sich seit seiner Abreise viel verändert. Er kannte kaum die Straßen noch, um so fremder mußte ihm Hannchens Haus vorkommen, das nach dem neuesten Stile der Baukunst erbauet worden war. Sie saß auf dem Kanapee, etwas blas und hohläugig, als Heinrich eintrat. Ihr Gedächtniß war treuer, als Birkholzens, denn so bald W* eintrat, erkannte sie ihn. Mit offenen Armen flog sie auf ihn zu, und rief:

„Heinrich! ists möglich, bist Dus selbst?“

Ich bins! sagte W* und wie freu ich mich, daß ich Dich wieder habe. Nun sollst du mir nicht wieder entwischen. Er hielt ihre Hand fest in der seinigen, und ihr Auge füllte sich mit Freudenthränen. Heinrich fühlte diesen Ausbruch ihres empfindsamen Herzens tief, und lohnte ihn mit einem herzlichen Kusse, den sie mit Freuden erwiederte. Dann zeigte sie ihm ihr Kind.

„Sieh! sagte sie, Heinrich! das ist der einzige Zweig meines Hauses, das einzige Andenken an meinen Lauber, den ich fast so herzlich lieb gewonnen hatte, als Dich. Aber fest

hätt ich meinen Schwur gegen Dich gehalten, wenn mir nur damals irgend eine Nachricht von Dir geworden wäre? Na ... die Zeiten sind vorüber, und wir wollen uns an den alten Gemeinspruch halten: „Der Mensch denkt, Gott lenkt!"

Heinrich verstand diese Worte recht gut, und wollte sie itzo grade nicht widerlegen, weil seine Ankunft noch zu neu war. Vielmehr glaubt er, vorher ihr Herz und ihre Gesinnungen erforschen zu müssen.

Hannchen war kränklich, als Heinrich eintrat; diese Unpäßlichkeit mehrte sich durch die schnelle Freude, die sie über seine Ankunft hatte. Sie verfärbte sich einigemahl, und ward endlich so schwach, daß sie sich setzen mußte. Dieser Schwäche folgte eine Ohnmacht, die über eine halbe Stunde anhielt. Als sie erwachte, verlangte sie nach dem Bette. Heinrich erfüllte ihren Wunsch, und sandte zugleich nach dem Arzt. D. U* erschien, untersuchte die Krankheit, und schüttelte bedenklich den Kopf. Er rückte mit dem wahren Karacter der Krankheit nicht hervor, verschrieb einige Rezepte, diktirte ihren Gebrauch, und versprach bald wieder zu kommen. Der Arzt hielt redlich Wort. Sein Kopfschütteln mehrte sich. Die Krankheit hatte

weit eher zu- als abgenommen. Heinrich kam nicht von ihrem Bette. Er bediente, er bewachte sie, und auch Birkholz und seine Frau giengen ab und zu. Er weinte die bittersten Thränen, als sich ihre Krankheit verschlimmerte, die ein hartnäckiges Nervenfieber zum Grunde zu haben schien. Da sie sich von Tag zu Tage mehrte, so verlängerte sich W's Aufenthalt in B*. Er schrieb seinem Bruder die Umstände, und bat ihn, sein Hauswesen zu bewahren; die Freundschaft fordere ihren Zoll, und er könne und dürfe sich von dem Krankenbette seines Hannchens nicht trennen, um nicht ungerecht zu seyn, da Hannchen die einzige Ursache seiner Reise sey?

Der Bruder, der seinen Heinrich liebte, und nur sein Wohl zum Zwecke nahm, ließ sich das recht gern gefallen.

Hannchen lag drey Wochen krank, als ihn eines Abends, wo sie ein wenig schlummerte, der Doktor U* bey Seite rief:

„Ich sehe wohl, sagte er, daß Sie an der Frau mit Liebe und Treue hängen, um so mehr schmerzt es mich, daß ich Sie mit einer traurigen Nachricht behelligen muß."

Heinrich zitterte, und ahnete nichts gutes.

„Frau Lauber, fuhr er fort, ist sehr krank. Ihre Nerven sind abgespannt, ihre Lebensgeister stocken bereits. Sie lebt kaum noch fünf Tage.“

W* erschrack heftig, und rang die Hände. Große Thränentropfen fielen aus seinen Augen. Dann ergriff er des Arztes Hand, und sagte:

„Herr Doktor! Sie stoßen mit dieser Nachricht einen glühenden Dolch in mein Herz. Ich kann es nicht leugnen, ich liebe das Weib, ich will Ihnen noch mehr sagen, vor Gott ist sie bereits meine Braut. Ist es Ihrer Kunst nur im geringsten möglich, ihr Leben zu fristen, so fordern Sie mein halbes . . fordern Sie mein ganzes Vermögen, ich geb es Ihnen gern!“

Der Arzt, so unwillig er darüber werden konnte, da W* seine Kunst mit eitlem Gold zu bestechen glaubte, vergab ihm, weil der brave Mann nur aus Angst so sprach.

„Und wenn Sie mir Millionen verhießen, sagte der Arzt, so wäre ich nicht vermögend, das Leben dieser Frau um einen Zoll zu verlängern. Meine Arzeneien fruchten nichts mehr.“

Dieser Termin verstrich. Hannchen merkte an der heftigen Abnahme ihrer Kräfte am Ende selbst, daß sie die Welt verlassen würde. Sie ließ also eines Abends, da sie sich etwas munterer fühlte, alles entfernen, was sich im Zimmer befand. Heinrich blieb auf ihre Forderung allein zurück. Sie ergriff seine Hand, drückte einen Kuß darauf, und seufzte tief. Dann öfnete sie die Lippen, und sagte:

„Lieber Heinrich! Ich kenne den Grund Deiner Reise zu mir nach B*, denn ich müßte mich in Deinem ädlen Karaktrr ganz irren, wenn ich falsch gerathen hätte. Du liebst mich noch eben so warm, als einst. Das vergelte Dir Gott, ich kanns nicht mehr. Itzt da ich am Grabe stehe, schwindet alle Verstellung. Ich gestehe Dir also, daß ich Dir noch eben so herzlich zugethan bin, als in den Tagen meiner Kindheit, und daß ich, wär ich anders gesund geblieben, Dir meine Hand und mein Vermögen mit Freuden gegeben haben würde. Diß kann nun freilich nicht geschehen, da mein Ende nahe ist."

Heinrich vergas mehr, als tausend Thränen.

Sie fuhr fort: „Nur eine Last drückt mich, macht mir den Weggang aus der Welt schwer."

Heinrich. Und die betrift . . . ?

Sie. Meine kleine Marie. Heinrich kannst Du eine Bitte erfüllen?

Heinrich. Ich will, fordere! Und sollte es mit dem Verlust meines Lebens geschehen müssen.

Sie. Nein! so hoch versteigen sich meine Wünsche nicht. Meine Marie ist klein, unerwachsen, sie bedarf Pflege und Bildung. Gleichwohl hab ich niemand auf der Welt, der sich des Kindes annehmen wird. Birkholzens sind zwar gute Menschen, aber sie haben selbst viele Kinder. Du bist der Einzige, auf den sich mein Zutrauen gründet. Heinrich, ich beschwöre Dich bey der Heiligkeit Gottes, schlage mir meine Bitte nicht ab, nimm meine Marie zu Dir, werde Vater meines Kindes.

Heinrich. Von Herzen. Sie soll meine Tochter seyn, denn ihr Gesicht trägt ja den Abglanz Deiner Tugenden. Ich will sie in Tugend und Ehrbarkeit auferziehen, und um ihretwillen nie heirathen.

Sie. Nun sterb ich ruhig und gern.

Sie legte sich aufs Bett zurück, und schlummerte ein wenig, dann ließ sie ihre Marie kommen, herzte und küßte sie, seegnete sie ein, und . . . starb..

Niemand in B* betrauerte den Tod dieser Frau inniger, als W*. Er weinte Tag und Nacht, und konnte sich kaum fassen. Als er wieder ein wenig zur Besinnung gekommen war, verkauft er Haus und Hof der Verstorbenen, nahm Geld und Pretiosen, und gieng mit Marien nach Blauthal zurück.

Wir überspringen nun in der Geschichte mehrere Jahre, und versichern unsern Lesern, daß Marie den alten W* sehr zärtlich, und gleich ihrem Vater liebte, daß sie bei zunehmenden Jahren seine Wirthschaft ganz allein versah, und ihren Wohlthäter, der sie wie sein eigenes Kind behandelte, in allen seinen Wünschen zuvorkam. Ihre Schönheit entfaltete sich prächtig Sie glich einer jungen Rose, die ihren Geruch durch den ganzen Garten verbreitet. Ihre Schönheit ward allgemein bekannt, und lockte eine Zahl von Näschern herbey, die um sie, gleich den Schmetterlingen buhlten. Man nannte sie nur die schöne Müllerstochter. So zart und vollkommen, wie ihr Körper, war auch ihr Geist. Heinrich hatte kein Geld gespaart, ihr eine sehr

seine Erziehung zu geben. Sie hatte nicht nur die vollkommensten Begriffe ihres Glaubens, rechnen und schreiben, und dergleichen Schulwissenschaften eingesogen, sondern sie tanzte auch eben so niedlich, als sie französisch plauderte. Ihr Gesang war rein und melodisch, und ihr Spiel auf dem Klaviere hinreißend. Ihre weiblichen Arbeiten waren unübertreflich, und die Zaubereyen ihrer Nadel überstiegen alle Begriffe. Sie stickte, sie zeichnete ... selbst in der Reitkunst stand sie ihren Mann.

Man kann leicht beurtheilen, wie tief sich das herrliche Geschöpf in die Gunst des ehrlichen Heinrichs eingeschossen hatte. Er bewahrte sie, wie eine Perl. Marie war übrigens nicht blind gegen ihre Eigenschaften; sie wußte, daß sie schön sey, dennoch blieb sie frey von allem Stolze. Diese Eigenschaften berechtigten sie auch nicht im geringsten zu Hofnungen, die über ihren Stand hinausragten. Sie hatte nur einen bürgerlichen Sinn. Das wußte Heinrich recht gut. Er quälte sie also auch nicht mit unüberlegten Heirathen, da deren täglich in Vorschlag kamen.

Er forschte sie einst über diesen Punct aus, und Marie entgegnete:

„Find ich einen Mann, der mit mir gleich denkt, von dem ich voraussagen kann, daß ich

ihn, und er mich glücklich machen wird, so geb ich ihm ohne Anstand meine Hand, und wär er ein — Bauer!“

Noch hatte sie sich nicht erklärt, ob sich einer unter den sie umschwärmenden Freiern für diese Grundsätze eigne? Allem Anscheine nach hatte keiner von allen ihren Beifall, da es meist Gecken, und Stutzer waren. Manchen, der zu frech ward, ließ sie mit einer langen Nase ablaufen, viele empfanden den Stachel ihres Witzes, und rieben sich die Haut. Mit den meisten spielte sie, wie das Kind mit der Puppe, ohne jedoch einen einzigen zu beleidigen, denn das ließ ihr gutes Herz nicht zu.

An solchen Neckereien fand W* großes Behagen. Er saß mit seiner Pfeiffe im Armstuhl, und lächelte behaglich, wenn sie einen lustigen Schwank vorbrachte. Ein Freier nach dem andern blieb aus, da Marie keine Anstalt zum Ja-Wort machte. Einige Zeit ward sie so ziemlich verschont. Nach und nach fanden sie sich wieder ein. Sie wiederhohlten ihre Anträge, und . . . Marie gab ihnen eine abschlägliche Antwort. Das Haus ward neuerdings leer. Heinrich sah das gern, denn er konnte die Windbeutel durchaus nicht vertragen.

Marie hatte ihr siebzehntes Jahr erreicht, als der Pfarrer des Ortes starb. Er hinterließ nichts, als eine alte Haushälterin, die in die Stadt zu eine ihrer Anverwandtinnen zog. Die Stelle blieb ein halbes Jahr vakant, dann wurde sie mit einem jungen Manne besetzt, der gereifte Kenntnisse (wie es schien) mit einem guten moralischen Betragen verband.

Als er nach Blauthal kam, gieng seine erste Sorge dahin, sich Liebe und Zutrauen bey seiner Gemeinde zu erwerben. Er besuchte alle Dorfbewohner, und untetredete sich freundlich mit ihnen. Diß gefiel den biedern Leuten ausnehmend wohl, sie baueten ihm aus eigenen Mitteln ein neues Pfarrhaus, versahen es mit schönen Meublen, und schickten ihm mancherley in die Küche, was für eine Junggesellenwirthschaft paßte, denn D* war nicht verheirathet.

Von allen seinen Besuchen war ihm die Mühle noch übrig geblieben. Man hatte ihm noch nichts von Marien gesagt. Als er ins Zimmer trat, kam sie ihm in einem sehr reinlichen Negligee entgegen, das ihre natürliche Schönheit um vieles erhöhete. Nicht nur daraus sondern auch aus allen ihren Bewegungen leuchtete keine gemeine Müllerstochter hervor. Das fiel D* auf. Er trat einen Schritt be-

fremdet zurück, erröthete sanft, und war wirklich in Verlegenheit. Marie bemerkte das, und lächelte. Sie nöthigte ihn indessen ins Zimmer, und sagte:

„Erlauben Sie Herr Pastor! ich will sogleich meinen Vater rufen!“ Sie hüpfte fort, und ließ den Pfarrer einige Augenblicke allein. D* gewann nun Zeit, sich zu erhohlen. Er wußte nicht, was er von dem Mädchen denken sollte? indessen war es ihm klar, daß sie die Tochter W*s sey.

Sie kam zurück, und fand den Pastor vor einer Schilderey, die er sehr aufmerksam betrachtete. Es war eine Gegend um B*. D* war dort bekannt, und die Schilderey ihm nicht minder.

Marie. Kennen Sie die Gegend? Herr Pastor!

Pfarrer. Mich dünkt es ist eine B*sche Gegend?

Marie. So ists!

Pfarrer. Ich bin dort sehr wohl bekannt!

Marie. So sind Sie wohl gar ein Sohn dieses schönen Landes?

Pfarrer. Meine Mutter war aus B*.

Marie. Das ist mir lieb, denn so mit sind wir gar Landsleute.

Pfarrer. Das freut mich. Sie machen dem Vaterlande Ehre.

Maria. Wollen Sie damit dem lieben Vaterlande oder mir eine Satire zum Besten geben?

Pfarrer. Keins von beiden, Mamsell! Mein Mund ist für die Satire nicht, aber wohl für die Wahrheit geschaffen.

Marie. So ist Ihre Wahrheit eine Schmeichlerin, die meiner Eitelkeit gefährlich werden dürfte, wenn Sie länger zusammen schwatzten.

Der Pfarrer bewunderte die schnellen Repliken des Mädchens, die sie ihm entgegenstellte. Er hätte das Gespräch gern weiter fortgesponnen, wenn W* nicht durch seine Gegenwart den Faden durchschnitten hätte. Er machte dem Pfar-

ver eine verbindliche Verbeugung, sagte ihm mancherley Artigkeiten, die jener mit dem Ausbruch seines gutmüthigen Karakters lohnte, und Marie gewann Zeit und Muße, den Pfarrer von der Seite zu mustern. Ihr Auge lag prüfend auf seinem Gesichte. Sie fand ihn artig und hübsch. W* wußte sie ins Gespräch zu ziehen. Der Pfarrer schien sie gern sprechen zu hören, und wandte von ihren Lippen, wenn sie sich öfneten, kein Auge. Und wie gern sah er das? — Es vergiengen mehrere Stunden, und noch saß der Pfarrer wie angenagelt. W* freuete sich darüber, denn D* gefiel ihm. Er fand etwas an dem jungen Manne, was ihn anzog. Itzt wollte der Pfarrer aufstehen, und fortgehen. Der alte W* hielt ihn zurück.

„Nein! Herr Pastor! sagt er, nicht also, Sie bleiben bei mir, trinken ein Glas Wein mit mir, und nehmen mit einem Butterbrodt vorlieb. Meine Marie wird gleich Anstalten treffen.“

Marie hüpfte fort, und D* blieb. Als sie hinaus war, lenkte sich das Gespräch auf sie. W. strich ihre Tugenden heraus, ohne darauf Acht zu haben, daß der Pastor ein Candidat des heiligen Ehestandes sey? Jedes Wort seines Lobes hatte Gewicht für ihn. Zugleich erzählte

ihm W* die nähern Umstände, wie dieser Schatz in seine Hände gekommen sey? Am Ende setzt' er noch hinzu:

„Das Mädchen ist nicht arm, sie besitzt ein Vermögen von beinahe 80000 Rthlr., das Meinige dazu gerechnet.“

Der Pfarrer hatte den Müller für reich gehalten, denn davon zeigte fast jede Meuble seines Zimmers. Aber so viel hatte er nicht erwartet. Er machte große Augen, als W* die Summe nannte, und der Entschluß stand sogleich feurig vor seiner Seele, Marien als sein Weib zu küssen. Sie erschien mit Tischzeug, und eine Magd folgte ihr, die es über die Tafel breitete. Man aß auf englischem Zinn, und blendend weißem Porzellan. Messer, Gabel und Löffel waren von Silber. Eben so delikat waren die Speisen. Man servirte drey Gerichte, und ächten Champagner. Noch nie hatte D* so herrlich, und in so artiger Gesellschaft gespeißt. Diß reizte seine Neigung gegen Marien um so heftiger.

Wenn es wahr ist, daß ein schönes Mädchen bey Licht noch schöner wird, so war das bei Marien wirklich der Fall. Sie schien eher einer Göttin, als einem sterblichen Wesen zu gleichen. D* bot den Schatz seiner Beredsamkeit auf, die kleine Gesellschaft zu unterhalten,

und es gelang ihm nicht übel, da Marie ihr Scherflein treulich dazu beitrug. Diß gefiel dem alten W* wohl. Er war ein gutmüthiger, aber ein Mann ohne Erfahrung. Die Welt hatte er nur zwey Jahre gesehen, und aus ihr wenig Praxis schöpfen können. Er trauete also dem Pfarrer alles gute zu, und bedachte nicht, daß öfters im geistlichen Schaafpelze ein reißender Wolf verborgen läge. D* schien ein herrscher Mann zu seyn. Sein Aeußeres interessirte, und sein Herz war sanft, wohlwollend, mild. Das erwarb ihm dann freilich Anhänger, und bei dem schönen Geschlechte Bewunderer. Die Mädchen liebten ihn auf dem ersten Blick. So giengs Marien, so giengs ihrem Vater. D* fand einen gar großen Stein bei ihnen im Brete. Sie waren entzückt von seiner Unterhaltung. Und W* besonders dachte sich ihm schon im Geiste als Schwiegersohn. D* triumfirte im Herzen. Er hielt die Parthie für einzig in ihrer Art, und legte es von dem Tage darauf an, die schöne Müllerstochter in sein Garn zu locken. Wie gern ließ sich Marie locken! Sie merkte das Gift nicht, mit welchem D* die Beere überzuckerte.

Als endlich der Pfarrer gieng, bat ihn W*, daß er seinen Besuch wiederhohlen . . . und bald wiederhohlen möchte. Marie konnte

aus weiblicher Schaam das nämliche freilich nicht sagen, allein in ihren Augen stand die zärtlichste Aufforderung dazu. D* las sie, und trennte sich wonnevoll.

Er kam nach Hause, und schlief nur wenig. Das schöne Mädchen tanzte unaufhörlich vor seinen Augen. Die Fantasie jagte tausend wollüstige Bilder durch seine Seele. Er erwachte spät am Morgen, und sein erster Gedanke war Marie. Wär es ihm erlaubt, und er nicht ein Priester gewesen . . . . er wäre mit schnellen Schritten in die Mühle gelaufen, und hätte um Mariens Gegenliebe gefleht.

Eben wollte er einen Gang ins Feld machen, um sich zu zerstreuen, als ein Bote aus der nächsten Stadt kam, und ihm einen Brief überbrachte. Der Bote entfernte sich nach der Bezahlung, und D* wechselte die Farbe, als er ein Auge auf die Addresse warf. Bebend öfnete er den Brief. Da es uns wegen des beschränkten Raumes dieser Erzählung nicht vergönnt ist, den ganzen Brief hier abdrucken zu lassen, so erlauben wir uns blos einen Auszug.

„. . . . . Freude war mein ganzes Ich, als
„ich Deine Versorgung erfuhr. Böser Mann!
„und davon schriebst Du mir kein Wort?

„Das muß ich erst durch das Zittauische „Wochenblatt und den Dresdner Anzei„ger erfahren! Auch ist, wie ich höre, Dein „Amt einträglich. Es ernährt ein braves „Weib, und das will ich Dir von Herzen seyn! „Unsere Herzen kennen sich ja nun seit 8 „Jahren! Endlich sind sie dem Ziele nahe, „das ihnen lieber Fritz! Dein Fleiß absteck„te. Meine Mutter und . . ich, freuen „uns auf baldige Nachrichten von Dir. Es „küsset Dich im Geiste

Deine Josefine.

Mit bewölkter Stirne brach D* den Brief zusammen, stopfte sich eine Pfeife Toback, und bildete Josefinens Schreiben zum Fidibus. Dann nahm er Hut und Stock, und wandelte zum Thor seiner Pfarre hinaus.

Sein Weg führte ihn der Mühle vorüber. Marie stand mit ihrem Vater am Fenster. Sie hatte ihn vermuthlich itzt nicht erwartet — ihre Wangen überzogen sich mit dem feinsten Carmin. W* öfnete das Fenster, und sagte:

„Wo so früh hinaus? Herr Pastor!"

D* blieb stehen, und begegnete seiner Frage. W* nöthigte ihn zum Frühstück, allein

der Pfarrer schlug es unter einem Vorwande aus; sein ganzes Wesen war durch den Brief außer Fassung gerathen. Er gieng, und versprach, ein andermahl vorzusprechen.

Meine Leser werden gleich einsehen, was es mit Josefinens Brief für ein Bewandniß hatte? D* hatte in L* studiert, und Josefinen, deren Mutter sich, so wie sie selbst, mit Stikken, Nähen, Blätten und so weiter nährte, dort kennen lernen. Acht Jahr dauerte dieser Umgang. Denn schon lange nach seinem Abgang aus L* wurden zärtliche Briefe gewechselt, worinnen D* versprach, daß er sie sogleich eheligen würde, wenn sich ein Aemtchen, von nur geringem Einkommen, fände. Zu dem Ende hielt Josefine den Anzeiger und das Wochenblatt, weil hier alle vakanten und besetzten Aemter von ganz Sachsen verzeichnet standen.

Seit D*s Versorgung waren seine Briefe ausgeblieben. Sie schrieb diesen Mangel der guten Lebensart nicht so wohl auf die Erkaltung seiner Liebe, als vielmehr auf die zu wenige Zeit, die ihm itzt übrig blieb. Die Mutter sagte zwar dann und wann:

„Nur ein paar Zeilen wenigstens hätt er uns schreiben können, das war seine Schuldigkeit.“

Josefine fühlte das Bittere dieser Wahrheit tief, dennoch entschuldigte sie ihn. Die Mutter schwieg, und hofte einen Posttag nach dem andern vergebens.

„Nun setze dich hin, Josefine! sagte sie trocken, und schreib ihm die Wahrheit." Josefine gehorchte, schrieb den Brief, den wir nur als Fragment gelesen haben, und gab ihn ins Posthaus. Die Folgen davon sind uns bekannt. D* erschrak heftig, als er Josefinens Hand erblickte, er ahnete die Folgen seines übereilten Versprechens, und sah in seinem Beispiele die Warnung rechtschaffener Menschen erfüllt, wie thöricht, besonders bei jungen Studierenden, frühe Verbindungen seyen. Es treten hier zu oft Verhältnisse ein, die sie zum Meineid veranlassen. D* erfuhr das nämliche. Mit dem Eintritt nach Blauthal war es noch fester Entschluß bei ihm, seine Josefine zu heirathen, denn er kannte sie als ein ädles, braves Mädchen, hatte sie geprüft, und sogar in der Noth erkannt. Wie oft schwebte er in L* in Mangel, da er arm war, die Arbeiten ihrer Hände ernährten ihn halb, die Mutter gab ihm Frühstück und Mittagsessen, und sie würde ihm auch Wohnung und Kleider gegeben haben, wenn ein solcher guter Wille nicht die Grenzen ihrer Wohlthätigkeit überstiegen hätte. Sie hatten also beide

Anspruch auf seinen Dank. Diesen konnte D* durch die Erfüllung seines Versprechens so leicht abtragen, denn seine Pfarre trug wenigstens ein fixes Einkommen von beinahe 600 Rthlr.

Allein Josefinens Hofnungen litten einen gefährlichen Stoß, als er Marien erblickte. Josine (so rechneten seine Leidenschaften) war schön, aber Marie das Ideal der Schönheit. Er glaubte Josefinen geliebt zu haben, und betete Marien an. Josefine war arm, Marie war ein steinreiches Mädchen, ihre Börse war mit Golde gefüllt. Welche Aussichten in die Zukunft, wenn sie sein Weib ward! Er las gern . . . wie genügsam konnte er den Hang zur Lektüre befriedigen, wenn ihm die 80000 Rthlr. Mariens zu Gebote stunden. Mit Josefinen konnte er vergnügt leben, seine Wirthschaft war dann nicht karg, um seine Wünsche zu erfüllen. Marie war ein Engel, und überschüttete ihn mit Zaubereien, und mit Ueberfluß an allen Bequemlichkeiten.

Diese Parallelen zog der Pfarrer auf dem itzigen Spaziergange. Er dachte darüber nach, und forschte nach Mitteln, um Josefinen mit einer guten Manier loß zu werden. In diesem Augenblicke (so ist das menschliche Herz) vergas er alle, bei Josefinens Mutter, genossene Wohl-

thaten, er dachte nur über das arme, und das reiche Mädchen nach. Er kannte z. B. Josefinens gutes Herz, und war von ihrer Seite einer Resignation auf seinen Besitz gewiß, aber der Mutter Strenge stellte sich ihm als das größte Hinderniß in den Weg. Er kannte ihre Heftigkeit, und wußte, daß sie nicht ruhen würde, ihm einen Strich durch die Rechnung zu machen, wenn seine Verbindung mit dem schönen Müllermädchen bekannt werden sollte. Doch Mariens Vorzüge überwanden endlich alle Schwierigkeiten.

„Gott! rief er aus, verzeih, wenn ich nicht so handle, als Dank und Pflicht mich dazu verbinden! Josefine ist ein schönes, rechtschaffenes, moralisch gut gebildetes Mädchen, aber Marie ist ein Engel gegen sie, sie hat Belesenheit, Witz, Verstand, sie ist das Meisterstück der Schöpfung. Ich muß meinen Schwur brechen, ich muß!"

Mit diesem Entschlusse, der seinem geistlichen Ornate wahrlich nicht zur Ehre gereichte, kam er in seine Wohnung zurück. Er setzte sich sogleich an den Schreibtisch, und beantwortete Josefinens Schreiben mit folgenden Worten:

„Es ist wahr, mein sanftes, gutes Mädchen! daß ich Deine Vorwürfe in jedem

Grade verdiene, weil ich nachlässig genug war, Dich von meiner Versorgung nichts wissen zu lassen; allein Du würdest mir, wärest Du hier, die Hand zur Versöhnung willig bieten, wenn Du die Summe von Arbeiten sähest, die mich bei dem Eintritte in mein Amt, umringen. Ich habe kaum Muße genug, Dir diesen Brief zu schreiben, da ich wegen dem Baue eines neuen Pfarrhauses in einer elenden Dorfhütte wohnen muß. In fünf Wochen wird mein Haus fertig, und dann denk ich auch, sollen die Arbeiten am Ende seyn. Dann säum ich keinen Augenblick, Dich und Deine liebe Mutter in L* zu umarmen. Das übrige erfährst Du mündlich, da es mir nicht vergönnt ist, u. s. w."

Blauthal
den 5ten May 17**

Gotthold Friedrich D* Pf."

Der Brief war kurz, bündig, und dennoch äußerst kahl. Josefinens Mutter fühlte das, ihre Tochter desto weniger, ihr gutes Herz fand in jedem Worte mehr, als es sagte. Sie war wieder ruhig, und ihre Mutter war es zum Schein auch, da sie Klugheit und Nothwendigkeit dazu reizten.

Der Pfarrer glaubte hingegen, diß sey der wahre und einzige Weg, Josefinen mit leeren Versprechungen hin zu halten, sie in den Schlaf zu singen, um sie um so sicherer zu teuschen. Seine Bemühungen gelangen ihm auch nicht übel. Er hofte in diesem Zeitraume (denn fünf Wochen hatt' er bis auf weitere Nachrichten bestimmt) Mariens Hand und ihr Ja-Wort zu erhalten. Daher gieng er sehr fleißig in die Mühle. W* und seine Tochter sahen ihn so gern kommen. Aus diesen häufigen Besuchen entstand auf Seiten des Müllers Zuneigung, innige Freundschaft, und in Mariens Herzen heftige Liebe, die sie ihres angebohrnen, guten Karakters wegen, nicht leicht verbergen konnte. Sie fand in dem Umgange des Pfarrers das endlich erreichte Ideal ihrer Wünsche. Seine Bildung, sein (wie es schien) treflicher Karakter, waren so ganz verschieden von den vorigen ihrer Bewerber, daß sie blind gewesen seyn würde, wenn sie ihm nicht vor allen Männern ihres Zeitalters den Vorzug hätte geben wollen. W* sah diese Liebe keimen, sah sie mit Wollust emporschießen, und seegnete den Augenblick, der ihn mit dem Pfarrer bekannt werden ließ. Er sah seine alten Tage mit Wonne anbrechen, er blickte in einen heitern Himmel der Zukunft, er fand in Mariens sorgsamer Pflege alles, was ihn D*s Versprechungen noch übrig ließen.

Noch hatte dieser kein Wort fallen lassen. Marie war auch zurückhaltend, und W* beobachtete ein tiefes Stillschweigen. Vierzehn Tage waren von dem beschlossenen Termin bereits vorüber, und D* klopfte das Herz, wenn er sich Mariens abschlägliche Antwort dachte, denn ohngeachtet er von ihrer Gegenliebe beinahe überzeugt war, so kam er doch öfters auf den Gedanken:

„Wie? wenn sie ihr Geld höher achtete, als mein Herz? Wie? wenn sie ihr Wünsche auf einen glänzendern Gegenstand lenkte?"

Das machte ihm Unruhe, dennoch griff er nach Hut und Stock, um in die Mühle zu wandern, um dort dem Müller endlich sein Herz auszuschütten. Der glückliche Zufall ließ ihn den Alten allein treffen.

„Hätten Sie nicht ein paar Minuten früher kommen können, rief ihm W* entgegen, Marie ist eben ins Feld gegangen. Der Tag ist so schön! Sie hätten ihr Gesellschaft leisten können."

Der Pfarrer gab ihm zu erkennen, daß diese Zeitung ihm sehr gelegen käme, da er lediglich ihn ganz allein zu sprechen wünschte.

„Mich? fragte W* verwundert. Das freuet mich. Sie wissen wohl, daß ich gern mit Ihnen schwatze.“

Pf. Sie haben — um kurz von der Leber wegzusprechen, . . .

W*. Richtig. Das kurz von der Leber wegsprechen, ist eine gar herrliche Gewohnheit, besser als das Heucheln, Zurückhalten, bei dem in Ewigkeit nichts herauskommen kann. Und da das Kurz von der Leber wegsprechen, auch Wahrheit voraussetzt, so . . .

Pf. Red' auch ich Wahrheit, deren Diener ich bin. Sie haben . . . eine Tochter.

W*. Und ich denke, eine gute Tochter!

Pf. Marie ist ein braves Mädchen!

W*. Und, was auch viel sagen will, ein geschicktes Mädchen! Haben Sie etwa einen Freier für sie?

Pf. Den hab ich.

W*. Das ist mir lieb. Mit solchen Vorschlägen kann man sich bei den Mädchen gar sehr empfehlen. Und wie heißt denn Ihr Freier?

Pf. Ich bin es selbst.

W*. So? Hören Sie einmahl, lieber Herr Pastor! wenn Sie mir das große Loos zum Geschenk brächten, so könnten Sie mir keine größere Freude damit machen, als mit ihrem gegenwärtigen Entschlusse. Sehen Sie .... ich will Gleiches mit Gleichem vergelten, und auch kurz weg von der Leber sprechen. Grade Sie, und keinen andern hab ich mir zum Schwiegersohn gewünscht. Sie sind ganz mein Mann, Sie denken ädel, und rechtschaffen. Da ist meine Hand, wenn Marie will, so kenn ich kein Hinderniß für die Hochzeit.

Der Pfarrer küßte den alten braven Mann herzlich, und dankte ihn in den ungeschminktesten Ausdrücken. W* versprach ihm, Marien gleich bei ihrer Rückkehr auszuforschen, und ihn noch heute davon zu benachrichtigen, denn (sagt' er) mögen Sie selbst bei ihr Ihr Glück versuchen.

Der Pfarrer nahm Abschied, und giong mit weit leichterm Herzen, als er gekommen war.

Kurz nach ihm kam Marie von ihrem Spaziergange zurück. Sie hüpfte froh und fröhlig ins Zimmer, und brachte dem Vater einen Strauß von jungen Veilchen mit. Er nahm

ihn lächelnd, und gab ihr seine Pfeife, die Sie unter Erzählungen von ihrem Spaziergange füllte. Sie hüpfte selbst in die Küche, und kam rauchend zurück. W* nahm die Pfeife, und setzte sich damit in den Lehnstuhl. Marie nahm ihren Strickstrumpf, und ihren gewöhnlichen Platz im Fenster ein.

W*. Wenn du ein bischen früher nach Hause gekommen wärest, hättest du Besuch angetroffen.

Marie. Gewiß den Pfarrer?

W*. Ja! Es ist doch ein gar lieber Mann der Pfarrer.

Marie. O ja!

W*. Er war eben hier, und machte mir eine Neuigkeit bekannt, über die ich mich herzlich freue.

Marie. Eine Neuigkeit? Und die heißt?

W*. Für dich hat sie kein Interesse. Indessen kannst du es wissen. Er will heirathen.

Marie entglühte sichtbahr, und fragte zitternd:

„Wen will er denn heirathen?“

W*. Eine reiche Metzgers Tochter aus U*.

Marie wechselte die Farbe, sie ließ den Strickstrumpf fallen, blickte verlegen zum Fenster hinaus, und suchte ihre Verwirrung auf alle mögliche Art zu verbergen. Dabei kollerte ein Thränchen nach dem andern über ihre schönen Wangen.

W* sah das alles mit Entzücken, und schwieg eine Zeit lang; er beobachtete sie schärfer, und ihre Thränen mehrten sich. Dem Alten brach endlich das Herz, er wollte sie auf einmahl von ihrer Quaal erlösen, und sagte:

„Was Henker! Mariechen! was fehlt dir? du weinst ja?“

Marie. (zitternd) Weinen? (schluchzend) Ach Gott nein! ich bin ja heiter, wie . . . der . . . Tag!

Sie wollte sich schleunig entfernen, W* hielt sie zurück.

„Das war ja wohl die beste Art, sagte er, dein Geheimniß dir zu entlocken? Hätt ich dein

Herz stückweise in die Kuhr genommen, wer weiß, ob ich auf dem Abend klüger gewesen wäre, als alleweile.

Marie. Wie meinen Sie das, lieber Vater?

W*. Buchstäblich. Du bist in den Pfarrer verliebt.

Marie. Das ich nicht wüßte, lieber . . .

W*. Mädchen! leugne nicht! du hast dich verrathen. Deine Thränen über die unvermuthete Verbindung des Pfarrers entschleierten mir dein Herz.

Marie. Nun was würde mirs denn helfen, wenn . . .

W*. Viel, alles. Mit einem Worte, der Pfarrer ist hier gewesen, und hat um dich angehalten. Mit der reichen Metzgers Tochter wars nur Spaas.

Mariens Gesicht glühete wie eine Rose. Die Flammen ihrer Wangen trockneten die Thränen, sie konnte sich länger nicht verstellen, sie sank an den Busen ihres Vaters, und gestand

ihm endlich, daß sie den Pastor über alles liebe, daß sie ohne seinem Besitze nie glücklich werden könne.

Diese Nachricht erfüllte sein Herz mit Wonne. Er sandte sogleich zum Pfarrer, ohngeachtet Marie aus allen Kräften dagegen stritt. D* kam mit frohen Hofnungen im Herzen, und W* empfieng ihn in der Thüre. Marie hatte sich in den Garten entfernt, und saß in einer Jasminlaube, um den Dingen entgegen zu harren, die da kommen sollten. Der Pfarrer schritt ins Zimmer, und seine Augen suchten den Gegenstand seiner Wünsche.

„Sie suchen etwas vergebens. Marie ist in den Garten gegangen.“

Pf. Und was hab ich zu hoffen?

W*. Ich denke, wo nicht viel, doch . . . alles! Ich zog mit einer Lüge von ihrer Verbindung mit einem fremden Mädchen auf, und sie weinte. Da liegt der Haas im Pfeffer, dacht' ich, nun kann der Herr Pastor weiter nachspühren.

D* war außer sich vor Vergnügen, und stürzte in den Garten. Er fand Marien leicht,

und nun entspann sich ein Gespräch, das wir unsern Lesern herzlich gern mittheilen würden, wenn wir nicht befürchten müßten, daß sie dergleichen verliebte Herzensspäne (wie sie einer unsrer modischen Autoren nennt) schon in andern Romanen gefunden hätten. Wir begnügen uns also damit, daß wir ihnen sagen, Marie, die die Verstellungskunst nicht praktisch übte, fiel von der Kraft der Liebe überwältigt, ihrem D* um den Hals, und versicherte ihm, daß sie das Glück ihres Lebens einzig in seinen Armen finde. Die Liebenden kehrten ins Zimmer zurück.

Hier entstand eine rührende Szene. Der Müller nahm ihre Hände, legte sie in einander, und seegnete sie ein.

„Gott gebe euch der Freuden Fülle, sprach er, und eine Thräne glänzte in seinem Auge, er bestreue euren Lebensweg mit Rosen, und sehet ihr einen Dorn darunter versteckt, so knickt ihn gemeinschaftlich. Milderung der Leiden fließt nur aus dem Herzen! Erhöhung der irrdischen Wonne wird euch dann leicht!"

Marie weinte, und der Pfarrer selbst war sehr gerührt. Man setzte die Verbindung an, und schon den folgenden Sonntag flogen ihre

Nahmen von der Kanzel. Das ganze Dorf freuete sich des schönen Paares, man wünschte ihnen von Herzen Glück. Viele beneideten den Pfarrer, denn die Kugel, die er zog, war viel werth. Marie fand in seinem Herzen und in seinem Besitze alles, was sie je gehoft hatte. Ihre Wünsche waren bereits erfüllt, sie sah einer schönen Zukunft entgegen, und ihre Liebe gewann in kurzem einen so hohen Grad von Heftigkeit, daß eine Trennung von dem Pfarrer ihr ohnfehlbahr das Leben gekostet haben würde.

Von allem diesen hörte Josefine kein Wort, da L* funfzehn Meilen von Blauthal entfernt lag. Durch Zufall erfuhr sie die gräßliche Neuigkeit.

Als sie nämlich eines Abends mit ihrer Mutter von D* plauderte, klopfte jemand an die Thüre. Josefine stand auf, um die Ursache des Klopfens zu untersuchen, und ein alter Vetter, der sonst in S* wohnte, und sich in der Gegend von Blauthal ein Gut gekauft hatte, trat herein. Josefinens Mutter hatte immer viel auf diesen Vetter gehalten, weil er der einzige Anverwandte mütterlicher Seite war, sie auch bisweilen mit einem Theile seines Ueberflusses unterstützte. Er war nach L* gekommen, um für seine Tochter, die sich mit dem Rentamtmann

des dasigen Ortes verheirathete, den Brautstaat einzukaufen. Im Gasthofe wollte er nicht bleiben, weil er eine ziemliche Anzahl Louisdore bei sich führte, und verlangte also von Josefinens Mutter ein Nachtlager. Das gab sie ihm denn auch willig und gern. Josefine servirte das Nachtmahl, und Kurtheim, so nannte sich der Vetter, ließ einige Bouteillen Wein auftragen, die er sehr reichlich bezahlte. Ueber Tische fielen denn nun mancherley Gespräche. Unter andern erzählte Kurtheim, daß die Gegend, die er itzt bewohne, ein wahres Paradies sey.

„S*, fuhr er fort, ist von lauter, sehr angenehmen, Dorfschaften umringt, und die Rittergüter sind mit Herrschaften besetzt, deren ungefärbte Freundschaft ich genieße. Besonders ist der Herr von Burgleben, der in Blauthal wohnt, ein wackerer Herr!“

Josefine und ihre Mutter wurden bei dem Nahmen Blauthal sehr aufmerksam.

„Blauthal?“ rief Josefinens Mutter.

Kurth. Fällt Ihnen der Nahme auf?

Mutter. Ach nein! Wenn es das Blauthal ist, das ich meine, so . . .

Kurth. Nun?

Mutter. So habe ich und meine Tochter einen Bekannten dort.

Kurth. In Blauthal? Wer wäre denn das?

Mutter. Der Pfarrer. Kennen Sie den?

Kurth. Warum sollt' ich ihn denn nicht kennen? Es ist ein junger, kenntnißreicher Mann. Ich traf ihn bei dem Müller W*, dessen Tochter er heirathen wird.

Josefine erblaßte, und hielt sich, um nicht zu sinken, am Stuhle fest. Der Mutter Augen funkelten vor Wuth, dennoch zweifelte sie, ob es D* sey? Sie fragte nach seinem Nahmen, und Kurtheim nannte ihn. Die arme Frau bebte.

„Ist es gewiß, fragte sie weiter, daß der Pfarrer die Müllerstochter heirathet?"

„So gewiß, als ich vor Ihnen sitze, gegenredete Kurtheim. Ich war am Sonntage in Blauthal in der Kirche, und hörte, wie er sich selbst mit seiner Marie aufbot."

Itzt konnte sich Josefine nicht mehr halten. Sie sank ohnmächtig vom Stuhle, und Kurtheim, der die Ursache bald errieth, und seine Schnelligkeit bedauerte, sprang hinzu, und rief sie ins Leben zurück. Sie war sehr schwach, und verlangte nach dem Bette. Die Mutter entkleidete sie, und erfüllte ihren Wunsch. Als sie wieder in die Stube zurücktrat, fragte Kurtheim:

„Was ist das?

Mutter. Ein betrogenes Mädchen.

„Wie hängt das zusammen?"

Mutter. Der Pfarrer D* in Blauthal . . .

„Der ist der Betrüger? Das ist schlimm. D* ist, wie es scheint, ein hinterlistiger Dieb! Ich habe von Josefinens Liebschaft gehört, aber nicht gewußt, daß es D* sey, sonst hätt' ichs Ihnen gemeldet. Inzwischen kann dem Betruge noch vorgebeugt werden. In vierzehn Tagen erst ist D*s Hochzeit. Wenden Sie sich ans Consistorium, zeigen Sie seine Briefe vor, die er auf jedem Fall an Josefinchen geschrieben hat, und bewirken Sie ein Verbot gegen seine

itzige Heirath. Ich selbst will mich für Sie morgen verwenden, da ich den Assessor B* kenne. Er ist mein Freund, und wird mir seinen Beistand nicht versagen."

Die Alte dankte ihm dafür herzlich, und tröstete ihr Kind mit dem Versprechen.

Kurtheim erzählte dem Assessor den Vorfall, und dieser versprach sogleich, Josefinen zu helfen. Sie sollte nur in acht Tagen vorfragen.

Diese acht Tage währten der Alten wie eine Ewigkeit. Sie vergiengen endlich, und nun eilte sie ins Consistorium, schwor nebst ihrer Tochter einen Eid, daß sie gegen D* Wahrheit gesprochen hätten, und erhielt einen Befehl mit dem Wappen der Akademie untersiegelt:

„Daß es dem Pfarrer Gotthold Friedrich D* in Blauthal nicht erlaubt sey, Marien Lauber aus B* zu eheligen, bis auf weitere Disposition, er selbst solle sich den 13ten August l. J. im Consistorium zu L* einstellen, und dort das weitere erfahren."

Josefine empfieng das Blatt mit Entzücken, denn nun erhielt wenigstens ihre Rache Nahrung.

Ihre Mutter wollte nichts halb gethan wissen, denn als sie beide nach Hause kamen, sagte sie:

„Nun geh gleich nach einem Lohnkutscher. Ich wage Blut und Leben dran, um den Niederträchtigen zu beschämen, und fahre selbst nach Blauthal.“

Josefine machte Einwendungen dagegen, allein sie mußte gehen, und sich zur Reise anschicken. Sie hatten auch in der That nichts zu verliehren, denn von dem Tage der Hochzeit waren noch drey entfernt. Der Wagen erschien, und Mutter und Tochter setzten sich ein. Sie legten den Weg glücklich zurück, und kehrten in der Schenke zu Blauthal ein, wo sie ein kleines Kämmerchen bezogen, weil die Stuben hier zu Lande rar waren. Das geschah an einem Sonnabende. Den Sonntag darauf sollte die Hochzeit geschehen.

Der Pfarrer ahnete das Wetter nicht, das sich über seinem Haupte zusammen thürmte. Er saß bei seiner Marie, und diese hatte sich schon seit geraumer Zeit seines Hauswesens mit sorgsamer Hand unterzogen. Sie that das zwar mit einiger Schaam, aber die weibliche Schwäche entschuldigte sie, und schaden konnt es ihrer Ehre

nichts, da die völlige Verbindung mit ihrem D* nicht mehr fern war.

Der Sonntag, als der glücklichste Tag ihres Lebens brach an. W* wollte das Hochzeitsfest seiner Tochter mit aller Pracht begehen, und traf Anstalten, die seinem Reichthum wahrlich kein Dementi gaben. Er hatte dazu wenig Menschen, wohl aber die ausgesuchtesten Freunde geladen, die sein Entzücken, und seine Freude theilten.

Der Morgen war kaum angebrochen, als in der Mühle schon alles auf den Beinen war. Marie beschämte dasmahl die Sonne, sie war früher aufgestanden, als sie, und D* hatte auch schon ausgeschlafen; und weckte seinen Amtsbruder, den Pfarrer aus Schlichtefeld, der zu ihm herübergekommen war, um ihn mit seiner Marie zu verbinden. Sie unterhielten sich bei einer Tasse Chokolate, die ihnen die Braut in die Pfarre sandte, über sein Glück, und Pastor Seebach, so hieß der schlichtefeldische Pfarrer, nannte ihn einen glücklichen Mann. Seebach war einer von den Aedlen im Lande und von bewährter Frömmigkeit, er nahm die Menschen, wie sie waren, und trauete allen das Beste zu. Er sah also auch hier nur auf das, was ihm seine Augen gewährten, nur die

Seele des Menschen, den er heute zum Glücklichsten der Sterblichen machen sollte, kannt' er nicht. Marie erschien in einem sehr reizenden Morgenneglige', und plauderte ein halbes Stündchen mit ihnen, dann gieng sie wieder in die Mühle zurück, um sich ankleiden zu lassen. Die Glocken läuteten zum Gottesdienst, nach dessen Beendigung die Trauung vor sich gehen sollte. Seebach predigte sehr rührend, und handelte ein Thema ab, das sich ganz für das neue Ehepaar schickte. Jedermann nahm daran den gemessensten Antheil, und gieng nicht ungerührt aus der Kirche.

Was seit dem Anbruche des Morgens Josefine empfand, sind wir zu beschreiben nicht fähig. Sie war also da, statt um ihr Glück zu gründen, das Glück eines Mädchens von Grund aus zu zertrümmern! Ihr Herz litt dabei unaussprechlich, zumahl da sie von allen Seiten her Lobeserhebungen für Marien sammelte. Wer ihren Nahmen nannte, sprach ihn nur mit Ehrfurcht aus. Wie gern resignirte sie auf ihre eigene Zufriedenheit! Wär sie allein in Blauthal gewesen, so fuhr sie jetzt gewiß zurück, ohne den Ausspruch des Consistoriums zu benutzen.

Nicht so dachte ihre strengere Mutter. Ihr Herz kochte Wuth und Rache. Kaum

konnte sie die Stunde erwarten, wo es ihr vergönnt seyn würde, gegen ihren Feind mit allen Waffen des Zorns loszubrechen.

Die Kirche war mit Einheimischen und Fremden angefüllt, welche die Neugierde nach Blauthal zog, um das schöne Paar trauen zu sehen. Josefine und ihre Mutter mischten sich unter die Volksmenge, und nahmen ihren Platz gleich hinter dem Altar, um, da die Sakristey neben der Kanzel war, von D* unbemerkt zu bleiben. Marie war bei ihm in der Sakristey. Sie erschien an der Seite ihres Bräutigams, und zog aller Augen auf sich. Jedermann weidete sich an der entfalteten, vollkommenen Schönheit des Mädchens. Man steckte die Köpfe zusammen, man drängte sich näher an dem Altar, und Seebach betrat die Stufen desselben. Die Orgel tönte, und ein feierlicher Gesang rief die Anwesenden zur Andacht. W* weinte wie ein Kind. Seine Seele genoß den Frieden seiner Tochter. Er sang mit hinreißender glühender Andacht, und sein Gesicht glänzte wie das Gesicht eines Verklärten. Josefine sah die Braut, und trat bebend zurück, denn sie hielt sich für überwunden. So schön hatte sie Marie nicht gedacht. Ihre Mutter selbst schien verlegen zu seyn, da sie Vergleichungen zwischen Marien und ihrer Tochter anstellte, und die letztere so

augenscheinlich gegen die erstere verlohr. Aber schnell warf sie ihren Blick ab, und der Rache Wuth loderte neu und stärker hervor.

„Eben weil sie schön ist, murmelte sie zwischen den Zähnen, soll er fühlen, wie sehr es schmerzt, etwas zu verliehren, an dem unser Herz innig und unauflösbar hängt!“

Josefine verstand diese Worte nur halb, und setzte sich auf eine steinerne Bank nieder, um nicht zu Boden zu sinken.

Eben wollte Seebach seine Rede an das Brautpaar beginnen, als sich Josefinens Mutter mit dem Befehl des Konsistoriums zu L* durch das Menschengewühl drängte.

Sie rief: „Macht einer Unglücklichen Platz, lieben Leute!“

Seebach hielt inne, Marie blickte in den Haufen, und D* verfärbte sich, denn er erkannte sogleich die Stimme. Itzt trat sie hervor, und gab Seebach das Schreiben. Dieser las, und theilte es seinem Amtsbruder mit.

„Sie sehen selbst, Herr Pastor! sagte Pfarrer Seebach, daß ich Sie nicht trauen darf!“

Er legte das Buch nieder, steckte den Befehl ein, und verlies den Altar.

D* konnte kein Wort sprechen; Marie entriß ihm das Papier kurz vorher, eh es Seebach einsteckte, und sank mit einem gräßlichen Geschrey zu Boden. Man trug Tochter und Vater ohnmächtig aus der Kirche. Ein Theil der neugierigen Menge folgte ihnen, ein anderer blieb in der Küche zurück, und beschäftigte sich hinter dem Altar mit Josefinen, die ein Raub der tobensten Empfindungen geworden war. Noch stand D* am Altare, und sein Auge starrte auf das Weib nieder, das durch ihre Gegenwart den Traum seines Lebens gelöset hatte. Mit einem gräßlichen Gelächter trat sie ihm unter die Augen.

„Sieh, Bube! sagte sie, so rächt sich die beleidigte Liebe! Geh dort hin (indem sie gegen den Altar zeigte, wo Josefine lag) und betrachte das Schlachtopfer Deiner Treulosigkeit. Ihr Herz hast Du gebrochen, wie Deinen Eid. Aber beides soll Dir schrecklich vergolten werden!“

Sie verlies ihn, raffte ihre Tochter auf, und wankte mit ihr in den Gasthof, wo sie von der neugierigen Volksmenge empfangen ward,

der sie die Veranlassung ihres Betragens haarklein erzählte.

Alles staunte über D*s Verbrechen, und haßte ihn. Man bedauerte die unglückliche Marie, und den alten W*. Beide lagen in einem todtenähnlichen Schlummer. W* erhohlte sich zuerst. Und sobald er die Augen aufschlug, verlangte er den Pastor Seebach zu sprechen. Marie lag im Bette, und fantasirte. Der Schreck um den Verlust ihres D* brachte sie um den Verstand. Indessen versicherte der Arzt, sie bald wieder herzustellen.

Seebach erschien, und W* verschlos sich mit ihm.

„Sie sind ein redlicher Mann! sagte er zu dem Pastor, und deshalb kann ich mich Ihnen anvertrauen. Aus allem, was ich sehe und höre, nehm ich ab, daß mein Kind betrogen ist, daß Pastor D* gottlos an mir handelte, indem er neue Verbindungen knüpfte, und die ältern zerriß. Stände meiner Marie Schicksal in meiner Hand, so dürfte D* nie wieder über meine Schwelle kommen. Aber sie liebt ihn zu sehr, und ich darf nicht so strenge handeln. Erfüllen Sie meine Bitte — gehen Sie zur Mutter des unglücklichen Mädchens, und bieten Sie ihr

diesen Beutel an (indem er ihm einen mäßigen Sack reichte) es sind achttausend Thaler drinnen! Erkaufen Sie damit das Glück und die Ruhe meines Kindes, beschwören Sie die Mutter, daß ihre Tochter von ihren Rechten auf D* abtritt, und bringen Sie mir dann ihre Entsagung schriftlich!"

Seebach versprach seinen Willen zu erfüllen, und verfügte sich ins Wirthshaus. Er traf Josefinens Mutter am Bette ihrer Tochter, die sehr krank geworden war. Sie empfieng den Geistlichen zuvorkommend und gütig. Seebach begann seinen Auftrag, und milderte das Rauhe des Anerbietens nach Kräften. Zugleich setzte er den Geldsack auf den Tisch nieder.

„Ich bedaure, sagte sie, den alten W*, daß ich ihn so schmerzlich verwunden mußte, noch mehr aber bedaure ich ihn, daß er mir meines Kindes verlohrne Ruhe mit elenden 8000 Rthlr. zu bezahlen gedenkt! Nehmen Sie ihr Geld wieder mit, Herr Pastor! ich darf und werde nie davon Gebrauch machen!"

Seebach sprach noch mancherley über diesen Punkt, und glaubte sie zu bewegen, allein alle seine Bemühungen blieben fruchtlos, sie beharrte

bei ihrem Entschlusse, und Seebach gieng unverrichteter Sache nach Hause.

W* rang die Hände, und sagte mit nassem Auge: „Nun wie der Herr will, ich habe das Meinige gethan! Gott erbarme sich meines armen Kindes!“

Marie fantasirte unaufhörlich, nannte den Nahmen D*, und knirschte mit den Zähnen!

Am andern Morgen kam das Geschrey, das fremde Mädchen habe sich selbst entleibt. Das Gerücht log nicht. Josefine hatte sich, indem ihre Mutter unvermerkt eingeschlafen war, mit einer Scheere, die sie auf dem Tische fand, das Herz durchstochen. Als die Mutter am Morgen erwachte, lag sie todt im Bette. Die Aermste rang die Hände, fluchte dem Pfarrer, als dem Verführer ihres Kindes, und folgte der Leiche ihrer Tochter mit zerrissenem Herzen. Marie erfuhr davon freilich nichts, dennoch wich ihr Wahnsinn nicht. Ihr Verstand blieb zerrüttet. D* kam nicht aus seinem Hause. Josefinens Mutter war schon lange abgereist, und der Schmerz seiner Seele etwas verharrscht, als W* ihm einen Boten sandte, der ihn in die Mühle beschied. Er nahm die Einladung an, und W* empfieng ihn düster und bleich.

„Sie sind der Nagel zu meinem Sarge, sagte W*, und dennoch vergeb ich Ihnen. Möge Ihnen Marie, möge Ihnen Gott auch vergeben! Ihr Verstand ist zerrüttet. Ich habe alles versucht, ihn zu heilen. Nichts fruchtete. Sie allein sind mir noch übrig. Gehen Sie zu Marien. Vielleicht rettet sie Ihr Anblick!“

Der Pfarrer versprachs, und trat in Mariens Gemach. Ein gräßlicher Anblick für ihn. Da lag die Unglückliche ausgestreckt, mit bleichen Wangen, mit eingefallenen Augen, die tief und hohl auf einen Punct hinstarrten. Der Anblick schlug alles Mark aus seinen Gebeinen. Er sah sie anhaltend an, nahte sich endlich dem Bette, und ergriff ihre Hand. Sie fühlt' es nicht, und lies sie geduldig in der seinigen liegen. Schnell aber begegnete ihr Auge dem seinigen. Sie bewegte den Mund zum Lächeln, sie zuckte mit der Hand, und sagte dann mit dumpfer Stimme:

„Er kommt nicht wieder, denn er ist zu seinem Mädchen gegangen!“

Liebe Marie, sagte der Pfarrer, ich bin schon bei Dir. Ich verlasse Dich nie wieder!

„Du? sagte sie kalt. Ja! ich kenne Dich. Du bist der böse Mensch, der der armen Taube

den Kopf abriß. Geh, geh — Deine Hände sind blutig. Und ich bin blutig, und mein Hemde ist blutig!"

Bei diesen Worten sank sie aufs Bett zurück, und helle Thränen rieselten über ihre Wangen. Sie wandte sich dann auf die Seite, und der Pfarrer gieng unverrichteter Sache von dannen. W* wartete auf ihn unter der Thür. D* erzählte ihm alles.

„Und nun Herr! sagte W*, verschonen Sie mich mit Ihrem Besuchen, wenn ich Sie nicht verfluchen soll."

Der Pfarrer verbarg eine Thräne, antwortete nicht, und langte schluchzend in seinem Zimmer an. So vergiengen mehrere Monate. D* reiste nach L* ins Consistorium, um sich über seine Heirath zu vertheidigen. Man empfieng ihn sehr unsanft, zumahl da Josefinens Selbstmord ruchbar geworden war. D* bereuete seinen Fehltritt, und erhielt ein Jahr Remotion vom Dienste. Man sandte einen Candidaten nach Blauthal, und D* bezog ein enges Stübchen. Der Gram über alle diese Vorfälle zehrte an seinem Leben. Er lebte höchstens noch vier Wochen, und . . . starb. Marien ward der Tod ihres Geliebten verheelt, da es wirklich

Stunden gab, wo ihr völliger Verstand rückkehrte. Ihre Melankolie lößte sich größtentheils im Gebet auf. Sie lag Stunden lang auf den Knieen, und bewegte die Lippen. Niemand aber hörte ein lautes Wort.

Eines Tages schlummerte sie sanft. Der Arzt trat ins Zimmer, und sprach mit dem alten W*, der nur selten vom Bette wich.

„Ich muß Ihnen, sagte der Arzt, einen Umstand bekannt machen, den ich so gern verheimlichen mögte, den Sie aber wissen müssen, wenn . . .

W*. O! Herr Doktor! ich bin seit jenem unglücklichen Hochzeittage des Unglücks schon so gewohnt, daß Sie bei einem Leidenden meiner Art der Vorrede nicht mehr bedürfen. Was betrift Sie?

Doktor. Die Krankheit Ihrer Tochter.

W*. (gespannt) Nun?

Doktor. Aber fassen Sie sich.

W*. Wird Sie sterben?

Doktor. Das nicht. Sie ist schwanger.

W*. Heiliger Gott! das Maas meines Elendes ist voll!

Der Doktor suchte ihn zu beruhigen, allein lange blieb W* der Verzweiflung nahe. Er mußte alle Gründe der Religion aufbieten, um ihn zu trösten. Der Doktor hatte indessen ganz recht gerathen. Marie war wirklich schwanger. Es stellten sich so viele Merkmale ein, das dem alten W* kein Zweifel mehr übrig blieb. Sie selbst kannte ihr verborgenes Leiden nicht. Ihre Melankolie wuchs, je näher sie ihrer Entbindung kam. Am Ende mußte man sie sogar an Ketten legen.

Der Tag ihrer Niederkunft erschien. Sie ward mit jeder Stunde ruhiger. Ihr Gesicht ward heiter, ihr Auge glänzte, und bald darauf verlangte sie ihren Varer zu sprechen. W* erschien und sprach lang und anhaltend mit ihr. Er freuete sich, sie so ruhig zu finden. Nie hatte sie bei lichten Zwischenräumen den Pfarrer erwähnt, itzt nannte sie seinen Nahmen. Sie verlangte ihn zu sprechen. W* zuckte die Achseln.

„Ist er etwa todt? lieber Vater, sagte sie gelassen. Verheelen Sie mir nichts. Ich bin auf alles gefaßt.“

W*, der sie auf einmal so vernünftig sprechen hörte, wunderte sich ungemein, er erzählte ihr alles, was geschehen war, auch lies er Josefinens Tod, und ihren bisherigen Wahnsinn nicht unberührt. Sie hörte dem Erzähler stillschweigend zu, und weinte, als sie den Tod ihres Geliebten vernahm. Noch mehr mehrte sich ihr Schmerz, als sie sich von ihrer Schwangerschaft überzeugte.

Gegen Abend gebahr sie einen Knaben. Sie küßte das Kind, und drückte es an ihrem mütterlichen Busen. Da sie itzt ganz ruhig und vernünftig war, so fand man kein Bedenken, ihr das Kind zu lassen. Sie trug es auf dem Arme, fütterte es selbst, und nahm tausend Tändeleien mit ihm vor. Darüber freuete sich W* herzlich.

„Gott sey Dank! sagte er, mein Kind ist zwar entehrt, aber es ist mir doch geblieben! sie die Stütze meines Alters.“

So verlebte sie ein halbes Jahr. Das Kind glich einem Engel. Marie war völlig hergestellt, sie spazierte mit ihrem Kinde unangefochten umher, und nahm sich, wie ehedem der Wirthschaft an. Nie nannte sie aber den Nahmen des Pfarrers, und in die Kirche konnte sie

kein Mensch bringen, weil sie den Altar fürchtete, an welchem sie mit D* getrauet werden sollte.

Eines Tages besuchte W* einen Freund in M*, und versprach erst spät in die Nacht zurückzukommen. Marie blieb mit ihrem Kinde allein zu Hause, und besorgte ihre Geschäfte. Die Mühle stand; und nicht nur W*s Bruder, sondern auch alle Knappen und Knechte, nebst den Mägden waren auf dem Felde. Marie sah sich allein. Die Einsamkeit wirkte schrecklich auf sie. Sie ward nach und nach stiller. Eine Frau aus dem Dorfe kam, um sie zu besuchen. Marie war einsilbig, und weinte. Als die Dämmerung hereinbrach, verlies sie das Haus, und gieng mit ihrem Kinde auf dem Arme dem Gottesacker zu. Viele Menschen sahen sie gehen. Die Knechte und Knappen kamen nach Hause. Keine Marie war da. Man erwartete sie ängstlich. Schon war die Glocke zehn Uhr, und noch erschien sie nicht. W* kam endlich mit dem Schlag eilf Uhr, und verlangte sogleich Marien. Kaum hatt' er das Wort ausgesprochen, als unter dem Fenster ein gräsliches Getöse entstand. Die Thür flog auf, und die Aermste stürzte mit blassem Angesichte, mit zerrissenen Haaren, und einem blutigen Dolche in der Hand, ins Zimmer. Ihr Blick

war gräßlich. Ihr Verstand aufs neue zerrüttet. Sie lachte und weinte bunt durch einander. Ihr Wahnsinn artete bald darauf in Raserey aus, man mußte sie wieder an die Kette bringen. Das Kind fand man auf dem Grabe seines Vaters, wo sie es ermordet hatte. Sie selbst kam einige Zeit darauf in ein Armenhaus, in welchem sie wohl verpflegt ward.

W* starb vier Wochen darauf an einem Schlagflusse. Ruhe seiner Asche!

VI.

Ludwig R*.

Ein Fragment.

IV.

Ludwig R*. Ein Fragment. *)

. . . . „Auch hab ich erfahren, daß Sie gesonnen sind, Biografien der Kindermörder herauszugeben. Ich freue mich herzlich, daß ich Ihnen dazu einen kleinen Beitrag zu liefern im Stande bin. Er betrift eine Geschichte, die hier vor kurzem allgemeines Aufsehen erregte. Ich selbst kannte die Heldinn der Geschichte sehr genau, war einer ihrer Anverwandten und Vertrauten, und in meinen Busen legte sie alle ihre Geheimnisse nieder. Die Welt hat von diesem Mädchen, besonders nach ihrem Tode, viel und mancherley gesprochen, aber die Geschichte ihrer Liebe ist noch vielen Einwohnern

*) Diß Fragment ist aus einem Briefe an den Herausgeber gezogen.
Anmerk. dess.

in * * ein Geheimniß, und nur ich bin im Stande, es aufzuklären. Merkwürdig war weder ihr Leben noch ihre Liebe . . . aber in allem Betracht merkwürdig ihr Tod, weil sie starb, ohne . . . doch lesen und urtheilen Sie selbst, ob sie alle jene gehässigen Verunglimpfungen verdiente, mit denen man sie, als sie starb, überschüttete. Ich bediene mich inzwischen erdichteter Nahmen, da ich für die wahrhaften zu viel Achtung trage, um sie öffentlich zu nennen. Auch, denk ich, thut der Nahme nichts zur Sache."

) Ich kam in dem Jahre 179 nach * *, in der Absicht, dort einen Theil meiner Revenüen zu verzehren. Ich konnte diß weit anständiger als in L*, wo ich in einem Jahre, ohne den Reiz des Lebens kennen zu lernen, tausend Thaler sitzen ließ. * * gewährte mir so manche Freude. Dazu trug die lachende Gegend, die besonders von * * bis * * einem Schweizergefilde gleicht, viel bei. Wie glücklich lebt ich hier!

*) Der Verfasser vergebe mir, daß ich so frei war, seinen Aufsatz an manchen Orten, in Rücksicht der Schreibart, der Orthografie, u. s. w. zu ändern. Ich war das dem Publikum schuldig.

A. d. H.

Wie viele frohe Stunden genoß mein Geist, wenn die Natur mich von meinen ernstern Geschäften abrief.

Unter meinen Bekanntschaften, die ich hier knüpfte, befand sich auch ein junges Mädchen, das mich seiner Bildung nach ungemein interessirte. Sie war nicht schön, aber in ihrem Gesichte schwamm ein so hinreißender Zug, der mich sogleich für sie einnahm. Lavater hat uns ein großes dickes Buch über die Physiognomik als Dollmetscherin der Seelen, hinterlassen, und wenn ich auch auf Gesichter traf, die seinem Urtheile ganz widersprachen, so bestätigte doch Wilhelmine, so nannte sich meine Freundin, seine Meinung vollkommen. Der Zug, den ihr Gesicht verschönerte, zeigte von Güte, Herablassung und Sanftmuth. Und die besas Wilhelmine in einem sehr hohen Grade, ohngeachtet sie die Natur in Rücksicht ihres Körpers einigermaaßen verwahrloset hatte, da sie merklich ausgewachsen war.

Ihre Bekanntschaft macht' ich zufällig in **, wo ich sie in der Mühle antraf. Sie sprach wenig, aber was sie sprach, trug das Gepräge des reinsten Verstandes, nicht selten des Witzes. Darüber wunderte ich mich ungemein, denn ich wußte, daß sie keine Erziehung genossen, daß

sie aus keiner vornehmen Familie entsprossen sey, und sich von weiblichen Arbeiten, die sie für andere verfertigte, nicht grade kümmerlich, wohl aber kärglich ernähre. Noch aufmerksamer machte mich ihre Kleidung, die nach dem neuesten Modeschnitt, so wie ihn die * * sche Welt trägt, verfertigt war. Ich lies mich mit ihr in ein Gespräch ein, und fand mich sehr wohl unterhalten, ja es ergab sich sogar, als sie mich nach meinem Vaterlande, u. s. w. fragte, daß ich ein weitläuftiger Verwandter ihrer Mutter sey, die vor kurzem gestorben war. Diß machte mir in der That Vergnügen. Sie erzählte mir mancherlei, was auf ihre Lebensweise Bezug hatte, und lud mich ein, sie am morgenden Tage zu besuchen; das that ich auch. Sie wohnte in der * * Gasse in einem kleinen niedlichen Häuschen. Ihre Zimmergenossin war ihre Schwester, die ebenfalls etwas verwachsen, aber nicht so reizend war. Auch verstand sie die Kunst nicht, mich so angenehm zu unterhalten, als Wilhelmine. Sie sprach äußerst wenig, und blickte schüchtern auf ihre Arbeit nieder, die größtentheils in Sticken und Nähen bestand, eine Beschäftigung, die, zumahl was die erstere betrift, viele solcher Mädchen in * * sehr gut ernährt. In ihrem Zimmer sah es sehr reinlich aus. Die Meublen desselben waren nicht nach dem neuesten Geschmack (und wer konnte das

verlangen?) aber auch nicht altväterisch. Die Tische, weiß wie Alabaster, hießen hellpolirt, und das Zinn, was ich auf den Gesimsen erblickte, war ächt englisch. In der Stube hieng eine silberne Stutzuhr, und eine goldene zum Sacktragen, mit einer sehr zierlichen Einfassung, die mir Bewunderung abzwang. Zu ihrer Aufwartung bedienten sie sich eines kleinen Knabens, der für die Anschaffung ihrer Bedürfnisse sorgte, und der grade, als ich bei ihnen war, die Tafel mit einem Frühstück servirte, das aus Confect, und einer Bouteille Mallaga bestand. Ich verbat das zwar . . . allein ein Blick von Wilhelminen erstickte jedes Wort in meinem Munde, und ich langte zu, um ihre Freundlichkeit wieder hervorzuzaubern.

Wilhelmine trank nicht mehr, als ein halbes Glas, und setzte ihre Gespräche fort, die mich ungemein erheiterten. Sie gab mir eine Schilderungsskitze über ** zum Besten, die dieser Stadt freilich nicht zur Ehre gereichte. Doch sie hatte wohl mehr ihren Grund in der einmahl üblichen Gewohnheit, daß die Einwohner einer Stadt nie mit ihrem Wohnorte zufrieden sind. Das traf auch hier ein, da Wilhelminens Beschwerden nicht sonderlich erheblich waren! Ich blieb über eine Stunde bei ihr,

versprach meinen Besuch zu wiederholen und ... gieng.

Ich erkundigte mich nun sehr sorgfältig nach Wilhelminen, und jedermann, der sie kannte, legte ihr das beste Lob bei.

„Das Mädchen, hies es allenthalben, lebt still, eingezogen, und hat den besten moralischen Karakter.“

Das war mir genug, und ich dachte schon in allem Ernste darauf, sie mit einem Manne zu verbinden, der ihrer werth sey.

Eines Tages war ich im R* schen Garten. In einer Laube desselben fand ich eine kleine, auserlesene Gesellschaft, worunter ich auch Wilhelminen erblickte. Ihr gewöhnlicher Begleiter, ein gewisser Rußmann, für dessen moralischen Karakter ich alle Achtung hatte, saß neben ihr. Gegen über erblickte ich einen ** von der **, Nahmens Ludwig R*, der mit einem anziehenden Aeußern, einen so ziemlich gebildeten Geist verband. Er führte grade das Wort, und alle Anwesenden horchten ihm mit Aufmerksamkeit zu. Ich machte den stillen Beobachter, und bemerkte besonders, daß Wilhel-

minens Auge mit Wohlgefallen auf seinem Gesichte verweile, daß sie gern mit ihm sich unterhalte, und sogar nach Gelegenheit ringe, mit ihm zu sprechen. Ich hatte dagegen nicht das Geringste, vielmehr freuete ich mich in stillem über diese Zuneigung, weil ich, wenn diese Parthie zu stande kommen sollte, dem Mädchen einen wackern Mann prophezeiete. Allein wie erschrak ich, als ich hörte, daß dieser R* verheirathet sey. Dennoch schwieg ich, um Wilhelminen sorgfältiger zu beobachten, da es ein sehr möglicher Fall war, sie mögte den Mann nicht zu genau kennen, und von seiner Verheirathung gar nichts wissen. Diß erzählte mir eben ein Freund, der ein Mitglied der Garten-Gesellschaft war. Als ich um mich blickte, war Wilhelmine mit R* verschwunden! Ich entfernte mich ebenfalls, durchstrich einige Gartenparthieen, fand aber das Pärchen nicht. Endlich entdeckte ich Wilhelminen an R*s Arme, jenseits der Gebirge. Wilhelmine sah mich, und winkte mir. Ich sprang durch den Garten über die Brücke, und war in wenig Minuten bei ihr. Nun glaubt ich ganz gewiß, in ihrem Gesichte einen Theil ihrer weiblichen Schaam hervorgehen zu sehen, aber ich irrte mich, sie blieb sich gleich, forderte meinen Arm, und gieng mit mir in den Garten zurück, wohin uns auch R* folgte.

Kaum war ich mit Wilhelminen allein, als ich sie fragte, wo sie die Bekanntschaft dieses Mannes gemacht habe? Sie wollte mir eben antworten, als ihr zwey rückkehrende Frauenzimmer der Gesellschaft den Mund schlossen.

Man gieng zeitig nach Hause. Da mich meine Neugierde zu arg quälte, so begleitete ich sie in ihr Quartier. Zum Glück sahen wir uns allein, und da auch ihre Schwester ausgegangen war, so leitete sie selbst das Gespräch auf den eigentlichen Punkt der Unterhaltung, den ich so sehnlich herbeiwünschte.

„Ich werde heute bei Ihnen (sagte sie) in den Verdacht sehr weniger Lebensart gerathen seyn, da Sie mich in der Gesellschaft eines Mannes erblickten . . .“

Ich. Sie irren. Man kann ja mit einem verheiratheten Manne spazieren gehen, ohne den guten Ruf zu verletzen.

Sie. Das ist wahr, allein ich bin wirklich in Schuld, da ich nicht erst seit heute und Gestern mit ihm bekannt bin.

Ich. (verwundert) So?

Sie. Die Welt urtheilt davon mancherlei, und mein eignes Gewissen macht mir gerechte Vorwürfe; aber ich bin nun einmahl nicht im Stande, meine Leidenschaft zu bekämpfen!

Ich. Wie? Sie lieben den Mann?

Sie. Mit allem Feuer der ersten Liebe, ich liebe ihn, wie nur ein Weib einen Mann lieben kann, ich liebe ihn grenzenlos.

Ich. So bedaure ich ihn und Sie.

Sie. Warum ihn?

Ich. Weil er leichtsinnig genug seyn kann, die Pflichten, die ihn an seine Frau binden, mit gleichgültigem Herzen zu verletzen.

Sie. Sie sagen gleichgültig, leichtsinnig. O! auch N* hat wie ein Mann gekämpft. Er lernte mich auf dem ** kennen. Sein erster Anblick entschied in meinem Herzen. Seine Unterhaltung, sein gutes Herz vollendeten den Sieg. Ich erfuhr, daß er verheirathet sey, ich lernte seine Frau sogar kennen, um mich selbst zu prüfen, ob sie mir, oder ich ihr vorzuziehen sey? Ich war im höchsten Grade unpartheiisch, und fand . . . daß sie ein ganz ge-

meines Wesen sey, das auch nicht eine einzige Fiber hatte, um ihren Mann glücklich zu machen, daß sie vielmehr jede Gelegenheit benutze, um ihn das Leben zu verbittern. Der arme leidende Mann versuchte anfänglich alles, um sie zu besänftigen, er beschenkte sie, er liebkosete ihr, er that alles, um ihr Vergnügen zu verschaffen. Sie blieb dabei gleichgültig, und belohnte seine Liebe mit Vorwürfen und Haß. Können Sie es R* verargen, wenn sein gutes, sanftes Herz einen Erholungspunkt suchte? Können Sie mirs verdenken, wenn das mich zum Mitleid reizte, wenn ich ihn liebte, und ihn durch meine Liebe Ersatz für so viele unglückliche Stunden gab? Vor Gottes Augen schwör ich Ihnen indessen, daß bis itzt unter uns nichts vorgefallen ist, das jene Pflichten, die er seiner Frau am Gottes Altare schwor, im mindesten beeinträchtigen könnte.

Ich. Aber vielleicht in Zukunft . . .

Sie. Meine Tugend wird mich für diesen Schritt bewahren.

Ich. Der Mensch begnügt sich nicht blos am Platonismus, seine Wünsche werden kühner. Wie da? wenn Sie noch lange keine Hofnung

vor sich sehen, diese verhaßte Nebenbuhlerin, ihrer Stelle durch den Tod entledigt zu sehen?

Sie konnte mir darauf nicht antworten, und ein Thränenstrohm stürzte aus ihren Augen. Ich ergriff ihre Hand, und sagte zu ihr:

„Minchen! Sie sehen einen Freund vor sich, der es bei Gott! mit Ihnen wohl meint! Ich trage Ihr Wohl an meinem Herzen, und wünschte so gern, Ihre Lage zu verbessern. Der erste Dienst, den Sie von mir annehmen müssen, ist eine Warnung, die ich an Ihre Tugend ergehen lasse. Sie binden sich an einen Mann, den Sie unter billigen Mitteln nie den Ihrigen nennen dürfen. Sein Umgang setzt Sie allen Gefahren, allen Verunglimpfungen der persiflirenden Welt aus, man wirft Sie in die Klasse gemeiner Dirnen, die den Weibern ihre Männer verführen, man verleumdet Sie allenthalben, und besticht sogar die reine Moral, die Sie ehrt, mit falschen Urtheilen. Erwägen Sie das genau, und um Sie recht sicher vor Ihrem Falle zu bewahren (der endlich doch erfolgen muß) will ich Ihnen einen Mann zur Ehe vorschlagen, der . . .“

„Ich danke Ihnen für Ihre Güte, sagte Wilhelmine, sie zeugt von Ihrem wohlwollen-

den Karakter; aber was den Mann betrift, so kann und darf ich von Ihrem Erbieten keinen Gebrauch machen, da ich wirklich, wenigstens itzt, Abneigung gegen die Ehe empfinde.“

Ich durchblickte Wilhelminens Herz. So gut und ädel es war, so trug es doch schon Spuhren der Verführung. R* besas es ungetheilt, und ich schauderte, wenn ich an die Folgen dieses Umgangs dachte. Ich warnte sie noch einmahl, und sie versprach endlich, meinen Wink redlich zu nützen. Eine kleine Reise rief mich nach M*. Gewisse Geschäfte hielten mich hier fünf Wochen lang gefesselt; dann kam ich nach ** zurück. Mein erster Weg führte mich zu Wilhelminen. Sie war nicht zu Hause. Statt ihrer fand ich die Schwester.

„Meine Schwester, sagte sie, ist nach ** gefahren.“

Allein?

„Nein! R* ist bei ihr.“

Wie steht sie itzt mit ihm?

„Noch auf dem alten Fuße.“

Ich biß in die Lippen. Das „auf dem alten Fuße" lies noch mehr ahnen. Sie konnte schon weiter gekommen seyn. Und wie weit? Ich mußte Gewisheit haben. Ich wollte eben eines Morgens zu ihr gehen, als sie mir zuvorkam. Sie war noch nie bei mir gewesen, ihr Besuch überraschte mich also. Auf ihren Lippen lag ein Bekenntniß verborgen, das ich begierig erwartete. Als sie sich gesetzt hatte, weinte sie, sie ergriff meine Hand!

„Ach! guter Vetter! sagte sie, welch ein unglückliches Geschöpf bin ich!"

Ich machte große Augen, und gab ihr Trost. Das stärkte sie etwas, dann fuhr sie fort:

„Hätt ich Ihnen doch gefolgt! Hätt ich diesen N* gemieden, vielleicht wär ich noch ein unschuldiges Mädchen. Ach! nun hab ich alles verlohren. Ehre, Tugend und Zufriedenheit. Ich bin schwach genug gewesen . . . o! erspahren Sie mir ein Bekenntniß, das mich mit giftigen Dolchen anfüllt."

Wilhelmine war außer sich, sie schluchzte laut, fiel mir einmahl ums andere um den Hals, und beschwor mich bei Gott und allen Heiligen, ihr zu rathen, und zu helfen! Ich that das

Meinige, und sagte, daß, wenn es ihre Kräfte nur im geringsten erlaubten, sie sich von R*s Stricken befreien müßte.

„Das kann ich nicht, rief sie bewegt aus, nein! bei Gott! das kann ich nicht!"

Nun so weiß ich keinen Rath! entgegnete ich etwas unwillig. Hier ist nur ein Weg. Der Weg der Entsagung. Sie haben einen harten Kampf, ich weiß es, aber dieser Kampf hat gute Folgen, und die Zufriedenheit ihres Herzens zur Absicht.

„Sie dachte darüber nach. Dann rief sie aus: Nun wohlan! ich will mich zwingen. Ich will R* einen Brief schreiben, worinnen ich ihm den Zutritt versage, denn mündlich kann ich es nicht."

Ich lobte sie dieses Entschlusses wegen, und ermunterte sie zur That. Sie gieng endlich. Ich sah R* eben über die Straße gehen, und hielt sie, um ihn vorüberzulassen, an der Treppe auf.

Wilhelmine kämpfte mit allen Quaalen der Entsagung, und sie würde, dünkt mich! den herrlichsten Sieg davon getragen haben, wenn

N* so standhaft gewesen wäre, als sie. Schon am folgenden Morgen schrieb sie ihm ein Billet.

„Ich liebe Dich, sagte sie darinnen, aber ich darf Dich nicht mehr lieben. Ich muß den Bund brechen, den mein Herz mit Dir schloß. Beschuldige mich keiner Untreue, ich begehe sie nicht an Dir. Bräch ich aber unsern unerlaubten Umgang nicht ab, so begäng ich eine Untreue an Deinem Weibe, das immer Dein Weib bleibt, wenn sie auch von Dir nicht geliebt wird. Ludwig! denke an Dich selbst; denke an meine Lage. Vergiß mich, so wie ich Dich vergessen muß. Dort, wo es keine Verhältnisse mehr giebt, bin ich Dein Weib! Hier darf ich es nicht seyn! Besuche mich nicht mehr, sprich nicht mehr mit mir. Ich muß Dir von nun an fremd seyn!

Wilhelmine! *)

N* weinte wie ein Kind, als er dieses Billet erhielt. Seine Vernunft konnte den Schritt Wilhelminens nicht mißbilligen, und doch tadelte ihn sein Herz. Sein Weib quälte ihn,

*) Dieser Brief fiel nach Wilhelminens Tode zufällig in meine Hände. Er ist hier wörtlich abgedruckt.

Anmerk. des Verf.

er suchte Linderung im Freien, und gieng, da der Tag schön war, nach **. Hier traf er Wilhelminen. Sie sas neben einer guten Freundin ohnweit des Wohngebäudes. Sein Blick ruhete wehmüthig auf ihrem Gesichte. Sie that nicht, als wenn sie's bemerkte, stand auf, und gieng über den Garten hinaus, nach ** zu. Am Ufer der ** hielt ein Lustschiffer mit einer Gondel. Sie setzte sich mit ihrer Freundin ein, und fuhr nach ** hinüber. Das sah R* kaum, als er ihr folgte. Sie trafen sich in einem Weinberge. R* selbst scheuete ihrer Freundin Gegenwart nicht, er bestürmte Wilhelminen mit seiner Liebe, beschwor sie, die Donnerworte ihres Briefes zurückzunehmen, und Mienchen war auf ihrer Freundin Zuredungen (die, wie es schien, an solchen Kuppeleien Behagen fand) so schwach, und gab von neuem nach.

Ich habe hier von R*s häuslicher Beschaffenheit in Rücksicht seines Vermögens noch nichts gesagt. Sie ist ein Hauptgrund seines nachmahligen Todes. R* war ein wohlhabender Mann. Diese Wohlhabenheit war Schuld, daß man ihn für reicher hielt, als er eigentlich war. Sein ganzes Vermögen bestand damahls, als ich ihn kennen lernte, ungefehr in 3000 Thalern. Er legte das Geld auf sichere Inter-

essen. Diß dauerte aber nicht lang. R* gerieth in liederliche Gesellschaften, er spielte stark und unglücklich. Diß wußte selbst Wilhelmine nicht. Dazu kam noch, daß er auf dem Wechsel eines gewissen Lieutnannts von Weltau, gut sagte, den dieser nicht bezahlen konnte. Weltau war ein Nichtswürdiger, der R*s Rechtschaffenheit misbrauchte, und seine Schwäche benutzte. Der Wechsel war indessen erst in einem Jahre gefällig, und R* außer Sorge. Um sein kleines Kapitälchen noch zu verstärken, borgte R*s Frau, auf Pfänder. Solcher gutwilligen Seelen giebt es in ** viele, und so sehr auch die Moral dagegen eifert, so kann ich ein Geschäft der Art dennoch nicht mißbilligen, nur darf es nicht mit jüdischem Wucher verbunden seyn, denn wie viele Unglückliche können sich wenigstens eine Zeit lang damit retten? R* war mittler Art. Er forderte nicht allzu hohe, aber auch nicht allzu geringe Interessen.

R*s Frau kannte indessen den geheimen Umgang ihres Mannes mit Wilhelminen sehr wohl, machte ihm, wie billig, mancherlei bittere Vorwürfe darüber, und sann nicht selten auf Gelegenheiten, seine Geliebte zu ärgern, welches ihr bisweilen auch sehr gut gelang. R* tröstete sein Mädchen darüber, und vergalt endlich Gleiches mit Gleichem.

Sein Umgang mit Wilhelminen (um welche ich mich von der Zeit an weniger bekümmerte, da sie das Versprechen, was sie mir so heilig gab, mit Vorsatz gebrochen hatte) zog sehr üble Folgen nach sich. Wilhelmine ward schwanger. Kein Mensch, selbst ihre Schwester nicht, erfuhr davon ein Wort, und diese weis vielleicht auch diese Stunde noch nichts davon. Sie kam itzt seltener aus, als je, um ihre Schande zu verbergen, da sie mit einem Plane schwanger gieng, der ihr in diesen Blättern einen Platz anweißt. Als sich der Tag ihrer Entbindung näherte, fuhr sie mit ihrem R* nach **, wo sie ein altes Weib kannte, das für ihre Leibesfrucht Sorge zu tragen versprach. R* gab vor, sie reise mit ihm zu einer Anverwandtin nach L*, und Wilhelminens Schwester glaubt' es. Aber schon des andern Tages war R* wieder in **.

** war Zeuge ihrer Schande. Sie gebahr ein Mädchen. Kaum aber hatte sie das Kind zur Welt gebohren, als sie ihm das Gehirn eindrückte. Die Alte glaubte die Lüge, das Kind sey todt auf die Welt gekommen, und begrub es in ihrem Garten.

In 14 Tagen schon kam Wilhelmine nach ** zurück, ihre Wangen blüheten wieder auf, und

kein Mensch ahnete den Betrug. Doch ich neige mich zum Schlus der Geschichte, die eben so traurig endigte, als sie begann.

R* lebte noch eine Zeit lang mit Wilhelminen in größter Harmonie. Das Wechseljahr war verflossen, Weltau verschwand auf einmahl plötzlich, und R* sollte zahlen. Er stand am Rande der Verzweiflung, denn sein Vermögen war bis auf wenige hundert Thaler geschmolzen. Er hatte, wenn er seine Bürgschaft nicht tilgen konnte, nichts zu erwarten, als Schande. Und R* war ein Mann, der in der Welt (schon aus Verhältnissen) nichts höher achtete, als — Ehre. Was sollt' er thun? Sein Entschluß war: „Du mußt sterben, so entgehst du der Schande!"

Diesen Entschluß theilte er seinem Mädchen mit. Wilhelmine erschrak. Sie machte ihm Vorstellungen, sie verwies ihn auf die Religion, sie nannte den Nahmen Selbstmörder . . . . nichts fruchtete. Er blieb bei seiner Meinung beharrend, und wollte sich eben entfernen, als sie sich in den Weg stellte, und ihn zurückhielt.

Sie. Ludwig!

Er. Was willst Du?

Sie. Es ist das erstemahl, daß Du in Unwillen von mir scheidest.

Er. So ist es.

Sie. Ungerechter Mann! hab ich das um Dich verdient?

Er. Nein, Minchen! aber was nützt das alles? Ich muß sterben, da mich ein Wunder nicht retten wird.

Sie. Ist denn gar kein Ausweg möglich?

Er. Keiner.

Sie. Wenn Du den Wechsel prolongiren ließest?

Er. So prolongirt ich meine Quaal. Einmahl muß ich doch bezahlen. Weltau ist ein Bösewicht — mein Blut kommt über ihn. Er hats vergossen, wenn es fließt.

Sie. Nun, da nichts Dich retten kann, da alles Dich verläßt, was soll mir dann das Leben? Wo Du bleibst, bleib auch ich, ich sterbe mit Dir!

Er. (voller Wonne) Mienchen!

Sie. Ich weiß es, wir beginnen eine gefährliche Reise. Aber Dein Mädchen hat Muth, sie kann Dich begleiten!

R* war außer sich vor Entzücken! Er drückte sie an sein Herz, und machte sogleich Anstalten, sein Haus zu bestellen. Dreihundert Thaler waren ihn noch übrig. Er bezahlte einige Spielschulden, und andere Kleinigkeiten, und miethete einen Schlitten, um auf diesem nach ** zu fahren. ** ist ein sehr angenehmes Gasthaus, dessen Besitzer R* sehr wohl kannte, weil er ihn mit Wilhelminen oft schon besucht hatte.

Es war der heilige Abend vor den Weihnachtsfeiertagen, als R* mit seinem Mädchen nach ** fuhr. Er packte den Ueberrest seines Geldes, und ein paar Pistolen ein.

Mienchen nahm von ihren Freundinnen, mit denen sie einen vertrauten Umgang geflogen hatte, den zärtlichsten Abschied, ohne daß jene den Grund dieser Zärtlichkeit ahneten, und setzte sich zu ihrem R* in den Schlitten. Sie erreichten **, und R* sandte den Schlitten in die Stadt zurück, mit dem Bedeuten, daß ihn

der Kutscher morgen wieder abholen möchte. Jener versprach ihm das, und fuhr ab.

N* blieb unten in der Gaststube sitzen, und die Gesellschaft mehrte sich um eine Person; N*s Freund, Kuhlemann, trat ins Zimmer. Kuhlemann zog ein Terzerol, das er unter Weges von einem Juden gekauft hatte, aus der Tasche, und fragte N*, wie hoch er dessen Werth wohl schätze?

N* nahm das Terzerol, besah es, und sagte ihm seine Meinung. Das brachte Wilhelminen auf eine Unterhaltung, die sie sehnlich gewünscht hatte, und wozu ihr itzt der Zufall die Hand bot. „Für einen Verzweifelten, begann sie itzt, muß ein solches Instrument ein willkommner Gast seyn. Ein leiser Druck, und der Faden ist getrennt, der Seele und Körper bindet."

K. Das ist wahr.

Sie. Es ist überhaupt wohl ein leichter Tod, das Erschießen?

K. Allerdings, der leichteste, den man hat. Wie lange martert sich der Mensch, wenn er sich erhängt, ersticht, ertränkt, oder die

Kehle abschneidet? Er liegt noch oft ganze Stunden, ehe er wirklich stirbt.

Sie. Wo setzt man denn das Pistol an, wenn man sich erschießen will?

K. Am besten in den Mund, denn wenn auch die Hand zittert, so wird doch das Gehirn getroffen. Viele setzen es aufs Herz, der Meinung aber bin ich nicht. Wenn der Kopf auseinander springt, so ists gewiß Mathä am letzten.

Sie. Es ist wahr!

Wilhelmine bezeugte darüber, wie nachher Kuhlemann versicherte, ihre Freude, sprach noch mancherlei von dieser Todesart, ohne jedoch den geheimen Grund dieser Unterhaltung blicken zu lassen. Kuhlemann hatte auch daraus nichts Arges. Er plauderte unaufhaltsam fort, ergriff gegen Abend Hut und Stock, nahm Abschied, und gieng nach * * zurück. Sobald die Dämmerung hereinbrach, forderte R* von dem Wirthe ein eigenes Zimmer, das dieser auch herzlich gern hergab, weil R* schon öfters mit Wilhelminen hier übernachtet hatte.

R* forderte itzt ein Nachtbrodt, und ein paar Flaschen Wein. Wilhelminen ward nach-

denkend. Es war der letzte Abend ihres Lebens. Sie hatte ihre Seele Gott zwar befohlen, allein der Nahme Selbstmörderin stand itzt in ihrer ganzen Gräslichkeit vor ihr. Sie sah ein Land vor sich liegen, das viele von ihr betreten hatten, aber keiner von allen war je zurückgekehrt. War der Weg dahin mit Dornen oder mit Rosen bestreuet?

Freilich bei so trüben Aussichten konnte das Herz eines schwachen Mädchens leicht verzagen, dennoch blieb sie standhaft. Sie hatte R* ihr Wort gegeben, mit ihm zu sterben. Sie gedachte diß Wort nicht vorsätzlich zu brechen. Sie war seine Geliebte, sie wollte ihm nun zeigen, daß sie auch als eine solche zu sterben wisse. Die Thränen stürzten ihr strohmweis aus den Augen. R* sah das, und runzelte die Stirne. Mienchen zog ihn zu sich aufs Kanapee, fiel ihm um den Hals, und sagte mit immer neuen herabschießenden Thränengüssen:

„Ludwig! kannst Du darüber zürnen, daß ich weine? Ach! Gott! ich bin ja nur ein Mensch, nur ein schwaches Geschöpf. Ich bin meines Todes gewiß, aber nicht eines andern, bessern Lebens, nicht einer Wiedervereinigung mit Dir. Nicht der Tod ists, der mich betrübt, (denn ohne Dich mag und kann ich nicht leben)

der Selbstmord allein ist die Ursache meiner Thränen! Wenn ich einst vor Gott trete (und das geschiehet bald) was soll ich ihm sagen, wenn seine Donnerstimme mir entgegen brüllt: Ungehorsame! wer hat Dich gerufen? Wer schuf Dich? Bist Du so mächtig, daß Du eigenmächtig den Grenzstein Deines Lebens werfen kannst? Sieh, Ludwig! das ist es, was mich quält!"

N* ward nachdenkend, und mischte seine Thränen mit den ihrigen.

Sie saßen beide auf dem Kanapee und weinten, als das Stubenmädchen mit dem Nachtbrodte hereintrat, und den Tisch deckte. Als sie zu ihrem Herrn hinunter kam, erzählte sie das Gesehene mit sehr neugierigem Blicke.

„Hm! sagte der Wirth, s' wird nicht viel zu bedeuten haben. Die Verliebten sind wie Hund und Katze. Manchmahl spielen sie mit einander, manchmal kratzen sie sich wieder. Wenn sie auch weinen, werden sie schon wieder aufhören."

Als das Mädchen den Wein heraufbrachte, stand das Nachtbrodt noch ungerührt auf dem Tische, und . . . beider Augen waren mit

Thränen gefüllt. Eine öde Stille wallte in der Stube.

„Haben sie noch etwas zu befehlen?" fragte das Mädchen.

„Nein! vor heute nichts, war die Antwort von N*, indem er sich die Augen trocknete, morgen früh etwas bei Zeiten den Kaffee."

Das Mädchen gieng, und N* schlos die Thür ab. Minchen setzte sich unter Thränen mit ihm zu Tische, aber beide aßen nur wenig. Der Wein perlte in den Gläsern, Wilhelmine aber trank ein halbes Glas, und ihre Thränen fielen in den Wein.

Als sie gegessen hatten, stopfte sich N* eine lange tönerne Pfeife, die er halb ausrauchte. Dann legte er sie auf den Tisch nieder, und schrieb seinen Nahmen mit Dinte darauf, die er vorher nebst Papier und Feder vom Wirthe gefodert hatte. Er setzte sich aufs Kanapee zu Wilhelminen, und sprach lange mit ihr, theils von ihrer Liebe, theils von Religionsgegenständen. Sie ward endlich wirklich ruhiger, und schlang ihren Arm um den Geliebten. Er küßte sie heftig, und sie erwiederte diesen Kuß. Endlich schlug es halb zwölf Uhr. Wilhelmine

schauderte, denn nun hatte sie noch eine halbe Stunde zum Leben übrig. Sie benutzte sie zu mancherlei Betrachtungen über ihren bevorstehenden Tod, und N* setzte sich an den Tisch nieder, und schrieb einen Brief an seine Frau ungefähr folgenden Inhalts:

„Wenn Du dieses Schreiben erhälst, liebes Weib! bin ich nicht mehr. Vergieb mir, daß ich einen Schritt that, der Dir vielleicht Deine Ruhe kostet. Ich konnte nicht anders handeln, da mich der niederträchtige Weltau, der meine Seele auf seinem Gewissen hat, dazu zwingt. Verzage nicht, in jener bessern Welt, wo die Vorurtheile schweigen, sehen wir uns wieder. Meine kleinern Angelegenheiten, die ich nicht selbst abthun konnte, besorge Du selbst. Dahin gehört eine goldene Uhr, die in meiner Schublade liegt. Sie gehört dem Herrn von Fröhlich, gieb sie ihm zurück, es stehen zwölf Thaler als Pfand darauf. Dann geh zum Herrn Obersten Winkelmann, erzähle ihm mein Unglück, und bitte ihn, daß er mir, und meiner Wilhelmine, die mit mir stirbt, ein ehrliches Begräbniß vergönne, wo unsere Körper bis zur Auferstehung ruhen können. Ihre hinterlassene Schwester tröste. Leb wohl! Leb ewig wohl! Ich bin Dein rc. rc.

Unter den Brief schrieb Wilhelmine:

„Ich sterbe mit meinem R* freiwillig"!

Wilhelmine * *.

Mit dem Schlage dreiviertel auf zwölf Uhr war der Brief fertig.

R* stand auf, und lud die Pistolen. Wilhelmine setzte sich aufs Kanapee nieder, und sah diesem Geschäfte mit Thränen zu. Als er damit fertig wahr, nahm er seinen Platz bei ihr ein.

„Mienchen! sagte er, indem er nach der Uhr blickte, noch dreizehn Minuten sind uns übrig. Wir wollen sie nützen, um einander das ewige Lebewohl zu sagen. Seine Stimme war schwankend. Er ahnete die Schauer des Todes, er ward von ihnen heftig ergriffen. Wilhelmine stürzte an seinen Hals, und schrie mit weinenden Augen:

„Ludwig! leb wohl, leb ewig wohl! dort trennen uns keine Verhältnisse."

Itzt schlug es zwölf. R* nahm eine Pistole von dem Tische, und gab sie Wilhelminen. Sie nahm sie standhaft, und legte sie in den

Mund. Ein gleiches that R*. Er hatte mit ihr ein dreimahliges Zeichen, welches er in einem Händedruck bestimmte, verabredet. Diß geschah, beide drückten zugleich loß, und . . . ihre Häupter lagen zerschmettert am Boden.

Der Schuß stöhrte den Wirth unten im Zimmer aus dem Schlafe. Er weckte seine Frau. Sie hatte nichts gehört.

„Es fiel ein Schuß, sagte er.“

Der Jäger, entgegnete sie kalt, wird noch auf dem Anstande seyn. Schlaf in Gottes Nahmen.

Es war Morgen. Alles regte sich im Hause. Die Wirthin bereitete den Kaffee, und das Mädchen trug ihn hinauf, um R*s Befehl zu vollziehen. Sie pochte leise an die Thüre, niemand hörte. Sie gieng wieder zurück, weil sie glaubte, die Gäste schliefen noch. Nach einer halben Stunde wiederhohlte sie ihren Versuch, aber mit gleichem Erfolg. Der Wirth ward aufmerksam, stieg selbst die Treppe hinauf, und machte einen Versuch, die Thüre zu erbrechen, allein sie war von innen fest verriegelt.

„Den Menschen, sagt' er, muß ein Unglück geschehen seyn!"

Er schritt die Treppe wieder herab, und legte eine Leiter ans Fenster. Die Gardinen waren herabgelassen, und ließen dem Auge von unten hin eine kleine Oefnung. Der Wirth sah durch, und entdeckte die Füße der beiden Liebenden. Als er aber die Scheibe zerbrach, um freiern Sähraum zu gewinnen, schlug er fast vor Entsetzen zurück.

„Jesus! rief er erschrocken, welch' ein Schimpf für mein Haus!"

Die Thür ward nun erbrochen. Welch ein herzzerfleischender Anblick! Die Körper der Liebenden saßen im Kanapee, und noch ruheten ihre Arme in einander verschlungen. R*s Pistol lag am Boden, Wilhelmine hielt das ihrige noch in der Hand, von ihrem Kopfe war nichts mehr zu sehen. Auf der Erde erblickte man drey Augen, eine halbe Zunge, und einige Zähne. R*s Kopf war nur halb zerschmettert. Das Gehirn lag mit Blut vermischt auf der linken Achsel.

Der Wirth sandte gleich einen Boten nach **, und berichtete die Sache dem Magistrat.

Ganz ** war in Aufruhr, jedes Kind auf der Gasse sprach von dem blutigen Vorfall.

Ich stand eben am Fenster, und wunderte mich über das Ineinander laufen der Menschen, fragte und forschte. Mein Nachbahr erzählte mir die Begebenheit mit wenig Worten. Ich war außer mir, und schnappte nach Luft, denn der Schreck beraubte mich fast meiner Sinne. Wilhelmine stand im Geiste vor mir. Ich schauderte über ihr blutiges Ende. Endlich sprang ich auf, zog mich an, und wollte eben selbst die Entleibten sehen, als ein fremder Knabe zu mir hereintrat, und mir einen Brief übergab. Ich fragte nicht nach seinem Nahmen, und der Knabe entfernte sich schnell. Ich lösete das Siegel. Betroffen fuhr ich zurück. Ich sah Wilhelminens Hand. Sie schrieb:

„Wenn Sie diesen Brief erhalten, so ist diese Hand kalt, mit der ich denselben schreibe. Ich sterbe, ich sterbe mit R*. Fragen Sie nicht nach den geheimen Beweggründen dieser schrecklichen That. Mögte sie kein menschliches Auge entdecken! Kurz . . . ich muß sterben! Ich sterbe mit meinem Geliebten, von dem ich im Leben unzertrennlich war, ich will es auch im Tode seyn. Kein Mensch, außer R* trug Sorge für mich,

als sie. Ich will sie dafür mit meinem Vertrauen belohnen, Sie sollen erfahren, daß ich mit einem belasteten Gewissen aus dieser Welt gehe. Ich war Mutter. In * * kam ich nieder, ich gebahr ein wohlgebildetes Mädchen. Aber ich fürchtete die Schande, und drückte meinem Kinde das Gehirn ein. Die alte Frau, bei der ich meine Niederkunft hielt, weiß nichts von diesem Morde. Aber der Nahme Kindermörderin macht mir den Weggang aus dieser in jene Welt schwer. Beten Sie für ein unglückliches, verführtes Mädchen. Beten Sie für meine Seele, die einer finstern Zukunft entgegen sieht. Leben Sie ewig wohl!"

* * den 24sten Dezbr. 179*.

Wilhelmine * *.

Auf dem Tische fand man den Brief, den R* an seine Frau geschrieben hatte, ein Portrait von Wilhelminen, welches von Thränen ganz feucht war, und jene tönerne Pfeife, welche ein Freund des Selbstmörders für acht Groschen kaufte. Das Portrait nahm R*s Frau, und keine Erbietungen konnten sie bewegen, es wegzugeben. Die Körper der Ermordeten wurden still beigesetzt.

So endigte sich diese Geschichte, über die in ** mancherlei gute und böse Urtheile gefällt wurden. Viele hielten Wilhelminen für eine Heldin, da sie ohne wichtige Beweggründe, lediglich aus Liebe starb. Ob sie diesen Nahmen wirklich verdiente, will ich nicht entscheiden. Mein Mitleid nahm sie demohngeachtet mit sich ins Grab. Sie war ein gutes, ädles, sanftes Wesen. Daß sie eine doppelte Mörderin war, das erfährt die Welt erst durch mich. Wollen wir sie deshalb öffentlich verdammen? Sie steht nun vor Gott, der richte! Wir lassen den Stein, den wir schon aufgehoben, um sie zu bestrafen, sinken, und greifen in unsern eigenen Busen!

C**

Bayerische Staatsbibliothek München

Nachschrift des Herausgebers.

Ich ersuche den Herrn Einsender dieses Aufsatzes, mir seinen Nahmen und Wohnort gütigst mitzutheilen, weil ich mich für verbunden achte, ihm, nebst meinem Danke, eine gewisse Nachricht mitzutheilen, die für ihn großes Interesse haben wird.

B * *.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Eisenberg,
gedruckt bei J. W. Schöne.

XX XII.83
VIII.84
I.89

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Spiess, Christian Heinrich,

Biographien der Kinder-Mörder Aus gerichtlichen Akten gezogen und romantisch dargestellt. Seitenstück zu den Biographien der Selbstmörder

Leipzig und Neustadt [1802]

P.o.germ. 2060 p
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10129582-5
VD18 15331423-n